STEFAN WALFORT



»Du wirst sehen ...«

IMPRESSIONEN aus einer

»großartigen deutschen Dorfgemeinschaft«



Die Handlungen und Protagonisten der Lektüre sind erfunden, Ähnlichkeiten zu lebenden oder verstorbenen Personen nicht auszuschließen. Bewusst werden Identitäten prominenter Personen der Zeitgeschichte teils nicht verschleiert.

PandorasBüchse.de

Inhalt

1. November 1938

Längst sind die Feindseligkeiten einiger Dorfbewohner für Moshe Berg alltäglich geworden. Abschätzige Blicke oder die Angewohnheit Gerüchte zu verbreiten, sobald man ihn außer Hörweite glaubt, können ihn nicht mehr erschüttern. Seltsam beängstigend fühlt sich daher die Nervosität an, die ihn heute beim Lesen beeinträchtigt. In den Händen hält er seit mindestens einer halben Stunde die aufgeschlagene Thora. Seine Konzentration hält sich in Grenzen. Die Buchstaben verschwimmen. Unruhig wendet sich sein Blick ab, wandert ziellos im Raum hin und her, versucht nach einer Weile erneut vergeblich einen Sinn in den Zeilen zu erkennen. Regen prasselt gegen die Fenster. Anders als sonst übt das Knacken der Holzscheite im Kamin keine wohltuende Wirkung aus. Fröstelnd – eher nervlich bedingt als der Temperatur geschuldet, denn drinnen ist es angenehm warm – kauert er sich in die ausgefranste Decke. Schon seinem Großvater hatte sie beim Lesegenuss Wärme gespendet. Was waren das damals friedliche Zeiten, als er als Neunjähriger eng an den alten Greis geschmiegt den weisen Worten der Thora gelauscht hatte!

Der Duft frisch gebackener Plätzchen steigt ihm in die Nase; wie im Film laufen vor seinen Augen Bilder von eher minder erfolgreichen Versuchen seine vielen pubertären Jugendsünden vor seiner geliebten Großmutter zu beschönigen ab. Doch just in dem Moment, in dem er gänzlich in tröstliche Erinnerungen an früher zu versinken droht, platzt Amalie herein. Ihre Tränen ersticken jeden Versuch einer Schilderung dessen, was vorgefallen sein mag. Ehe er sich versieht, greift sie nach seiner Hand, wirft ihm den alten Mantel über, und wenig später steht er fassungslos mit aufeinander gepressten Lippen und weit aufgerissenen Augen vor dem Schaufenster ihres gemeinsamen Kramladens in der Eckhardtstraße, wenige Meter vom Wohnhaus entfernt, wo er die in nicht zu übersehenden gelben Lettern an die Scheiben geschmierte Bescherung betrachtet: DEUTSCHER WEHR DICH! KAUFE NICHT BEIM JUDEN!

»Sag doch bitte was«, drängt Amalie Berg ihren zur Salzsäule erstarrten Mann zu einer Reaktion. »Meinst du nicht auch, dass es langsam reicht?«

»Wer war das?«, will Moshe von ihr wissen. »Hast du etwa gesehen, wer das war?«

Sogleich bricht Amalie wieder in Schluchzen aus: »Ich war zu sehr in das Verkaufsgespräch mit Frau Dausewitter vertieft. Es tut mir so leid.« Sich rechtfertigend, als trüge sie Verantwortung für den Vorfall, redet sie auf den apathischen Moshe ein. Er registriert kaum, was sie sagt.

»Du weißt doch, sie wollte heute die Spieluhr abholen. Und als wir uns verabschiedet haben, war auf einmal diese Sauerei da. Ich hab sofort abgeschlossen und bin zu dir. Bitte Moshe, es tut mir aufrichtig leid. Das musst du mir glauben.«

Aber Moshe ist ihr nicht böse. Weshalb soll er bei ihr die Schuld suchen?

Als sie ihre Wohnung wieder aufgesucht haben und beim Tee beratschlagen,

was zu tun sei – für den Rest des Tages bleibt das Geschäft geschlossen –, findet er viel mehr, dass Amalie die Sache zu sehr dramatisiert. Der erste Schock ist verflogen. So versucht er sie zu beruhigen, als sie ihm den tollkühnen Vorschlag unterbreitet, mit Kind und Kegel zu ihrem Schwager Henry nach Amerika auszuwandern:

»Bestimmt nimmt Henry uns auf, wenn er von unserer Not erfährt.«

»Nun bleib bitte sachlich«, wirkt er auf sie ein. »Wir sind in keiner Not.«

»Aber ...«

»Nichts – aber«, unterbricht er sie forsch. »Die werden sich wohl wieder beruhigen. Wir haben uns nie etwas zuschulden kommen lassen. Wir sind Bürger dieses Dorfes wie alle anderen, und wir lassen uns nicht vertreiben. Wenn die erst merken, wie gelassen wir bleiben, werden sie schnell jede Freude an solchen Kindereien verlieren. Du wirst sehen.«

»Kindereien nennst du das?«, fragt sie ungläubig. »Die Nazis hetzen das ganze Dorf gegen uns auf, und du sprichst von Kindereien? Was glaubst du, wie lang es noch dauern wird, bis uns einer von denen Gewalt antut?«

Sie geraten in Streit. Eher um des lieben Friedens Willen als aus Überzeugung gibt sie schließlich nach.

»Wenn´s dich beruhigt, werde ich gleich morgen mal mit dem Hansen sprechen. Die Hansens sind doch anständige Leute«, bemüht sich Moshe seiner Gattin Zugeständnisse zu machen. »Das sind doch keine Unmenschen. Außerdem ist der Winfried selbst in der Partei. Gewiss wird er für uns ein gutes Wort einlegen.«

Insgeheim fürchtet auch Moshe Schlimmes, doch fürchtet er zugleich die Konsequenz, wenn er der sich zuspitzenden Realität ungeschönt ins Auge blickte. Was soll er in Amerika? Heimatlos wäre er dort – entwurzelt, entrissen. Natürlich würde es Amalie als einer Zugezogenen wesentlich leichter fallen das Dorf zu verlassen. Wie oft hatte er ihr gegenüber für Verständnis geworben! Zunehmend fällt es ihm schwerer ihr zu widersprechen.

Bevor sie sich am Abend früh aufs Ohr legen, schauen sie noch nach den Zwillingen. Seit Moshes und Amalies Tochter Erika vor knapp einem Jahr bei einem Unfall ihr Leben verlor, kümmern sie sich mit so viel Liebe um ihre Enkel, als seien es die eigenen Kinder. David, Erikas Ehemann, hatte zunächst überlebt, doch war er geistig schwer beeinträchtigt geblieben. Auch benötigte er wegen seiner Lähmung nachts wie am Tag Unterstützung. Nach zwei Monaten war er in einer Anstalt an den Folgen einer Lungenentzündung verstorben. Zumindest hatten die Krankenschwestern das behauptet. Die offizielle Version bezweifelt Amalie, denn immer wieder hört sie Gerüchte über eine gezielte Beseitigung Behinderter, deren Existenz man als »die Gemeinschaft belastendes Leben« verurteilt. Stets bemüht an das Gute im Menschen zu glauben hält Moshe solche Theorien für abwegig.

Liebevoll küssen Moshe und Amalie die Zwillinge in den Schlaf. Unbekümmert schlummern die ruhig atmend vor sich hin. Hoffentlich erleben wenigstens sie irgendwann eine friedvollere Zukunft, ohne ständig beargwöhnt

oder verspottet zu werden. Kurz danach schlummert auch Moshe. Amalie hingegen suchen Ängste heim. ›Ein gutes Wort einlegen‹ – was soll das heißen? Ist ihr geliebter Gatte tatsächlich so naiv, dass er nicht sieht, wie sie geradewegs ins offene Messer laufen?

2. Dichter und Denker

Vor dem Spiegel zupft Georg seine Parteiuniform zurecht. Eingeengt fühlt er sich darin – wie Wurst in der Pelle. Unter den Achseln zwickt es; nur mit angehaltener Atmung lässt sich die Hose schließen, aber das kann seinen Stolz kaum mäßigen. Während er mit beiden Händen großzügig Pomade im Haar verteilt, pfeift er beschwingt in Erwartung des Kommenden das Horst-Wessel-Lied.

»Heute noch was vor, oder warum wirfst du dich so in Schale?«, quetscht Winfried Hansen seinen dreiundzwanzigjährigen Nachwuchs aus.

»Um acht Uhr treffe ich mich mit den Kameraden zur Buchverbrennung am Henningsberg.« Nach der größten landesweiten durch Befehl von ganz oben in Auftrag gegebenen Säuberungsaktion von 1933 tauchen all die Jahre über immer wieder hartnäckig nach rigoroser Beseitigung verlangende Exemplare auf. »Danach ziehen wir noch ein wenig um die Häuser und necken die Juden.«

In dem Dorf, das etwa siebentausend Seelen beheimatet, bleibt die jüdische Gemeinde ziemlich überschaubar. Freitags trifft man sich nach Möglichkeit gegen Abend zur gemeinsamen Schabbat-Feier. Seitdem die Anfeindungen tagtäglich ihr Steigerungspotenzial unter Beweis stellen, verlagert man derartige Veranstaltungen lieber zunehmend in Räumlichkeiten jenseits der Öffentlichkeit.

»Aber lasst gefälligst die Bergs in Ruhe. Das sind anständige Leute.« Winfried ärgert sich. Ginge es nach ihm, nähme sein Sohn nicht an dieser systematischen Vernichtung literarischer Kulturgüter teil. Gerne hatte Winfried früher selbst schöne Lektüre genossen.

»Und doch sind sie Juden«, widerspricht Georg mit vor Ekel verzerrter Grimasse.

»Du bist immer noch mein Sohn, und so lange du deine Füße unter meinen Tisch stellst, tust du, was ich dir auftrage. Sind wir uns darüber im Klaren?«

»Was wird wohl die Partei sagen, wenn du dich so zuvorkommend gegenüber Juden aufführst?« Georg grinst frech. Von seinem eigen Fleisch und Blut denunziert zu werden, hat Winfried gerade noch gefehlt. Um klarzustellen, wer der Herr im Haus ist, sucht und findet seine Rechte den direktesten Weg auf die Wange des ungehobelten Burschen.

»Das wirst du noch bereuen«, zischt es zwischen dessen Zähnen hervor.

Als er sich auf den Weg begibt, erinnert er sich, wie ihm die Bergs früher, als er noch ein kleiner Bub gewesen war, oft allerlei Süßigkeiten zugesteckt hatten. Schnell verdrängt er jeden Gedanken, der etwaige Sympathie könnte keimen lassen. Heutzutage weht halt ein anderer Wind. Bestimmt hatten sie ihn mit

dem Süßkram nur um den Finger wickeln wollen, wie es dem Juden bekanntlich immer schon ähnlich sah. Wie konnte es überhaupt sein, dass sie mit Schokolade um sich warfen in einer Zeit, in der es an allem möglichen mangelte? Heute, als Erwachsener, hinterfragt Georg, statt alles, was man ihm vorsetzt, bedenkenlos zu schlucken.

Schon von Weitem erkennt er das Flackern eines prächtigen Autodafés. Am Fuß des Henningsbergs angekommen gesellt er sich zu den Volksgenossen. Jeden fasziniert die zur Schau gestellte Eintracht, die Auflösung des Einzelnen in der Gemeinschaft. Die Dunkelheit erleuchten sie mit eine mystische Atmosphäre verbreitendem Fackelschein.

Ein Mann mittleren Alters mit millimetergenau gezogenem Scheitel tritt vor die Meute. Sein glänzender schwarzer Ledermantel vermeidet nur um Haaresbreite den Kontakt mit dem matschigen Boden. Protzig prangt auf der linken Brust der Reichsadler mit dem Hakenkreuz. Zwei Standartenträger, zwischen denen er posiert, weichen ihm keinen Schritt von der Seite. Fieberhaft schlagen Musikanten auf ihre rot-weiß lackierten, mit nordischen Emblemen verzierten Trommeln. Der eingängige Rhythmus mündet in einen lang anhaltenden Wirbel. Plötzlich herrscht Stille.

»Volkmar Ferstein«, deutet Georgs Kamerad Herbert flüsternd auf den Scheitelträger. »Der wird es noch weit bringen«, erläutert er verheißungsvoll.

Alle richten ihre Blicke auf den talentierten Redner, als der zu der teils schon ordentlich angeheiterten Zusammenkunft zu sprechen beginnt:

»Kameraden«, tönt es schneidend durch die diesige Abendluft. Bevor er fortfährt, lässt er eine bedeutungsvolle Pause auf die Gemüter wirken. »Wir haben uns an diesem geschichtsträchtigen Ort, dem Henningsberg, versammelt, weil dieser als Symbol auch über unsere Dorfgrenzen hinaus Bekanntheit genießt. Als Symbol für die Würde unseres Dorfes und für die Würde unserer Väter und Vorväter, insbesondere unseres ehrwürdigen Lothar von Hennings.« Erneut stoppt Ferstein, um mit seinen Worten maximale Bedeutung zu erzielen. Andächtig senkt er sein Kinn auf die Brust. Der allseits verehrte Heimatdichter von Hennings war 1871 im Jahr der Reichsgründung verstorben. Ihm zu Ehren ließen ihn die damaligen Dorfbewohner stolz als Namenspatron für den Henningsberg fungieren und sein bewundertes Werk in ihren Erinnerungen fortleben. Der Tradition folgend tauft man bis heute Örtlichkeiten öffentlichen Lebens, ob Bühnenhaus, ob völkische Kunstgalerie oder zahlreiche kleine Gastronomiebetriebe, auf seinen Namen. »Auch haben wir uns hier versammelt, um diesem Ort seine geraubte Würde zurückzugeben.« Stechend wandert Fersteins Katzenauge durch die Reihen. Sind alle vollzählig? Wer durch Abwesenheit glänzt, darf sich darauf freuen mit Sturmführer Herser von der SS Bekanntschaft zu machen. Ferstein selbst hatte vor geraumer Zeit Hersers Zorn zu spüren bekommen und kann deshalb niemandem empfehlen es ihm gleichzutun.

»Eine Würde«, er hebt die Stimme, »die bis zum heutigen Tage von hinterhältigen Subjekten, so genannten Schriftstellern, mit Füßen getreten wird. All diesen Subjekten darf und will ich nichts anderes entgegenschmettern als

Lothar von Hennings´ profunde Erkenntnis: Verrätst du Deutscher dein Dorf, so verrätst du die deutsche Seel.« Drohend reckt Ferstein die Faust in die Höhe. Wütend beginnt er zu brüllen: »Niemals dürfen und wollen wir zulassen, dass die Fundamente unserer großartigen deutschen Dorfgemeinschaft derart schamlos unterhöhlt werden! Niemals dürfen und wollen wir zulassen, dass unsere deutsche Seel derart schamlos verraten wird.« Tief atmet er ein, bevor sein schriller Schrei einer zischenden Peitsche gleich den Anwesenden durch Mark und Bein geht: »Niemals!«

Applaus brandet auf. Begeistert stößt Herbert den jungen Hansen an. »Mein Bruder studiert bei ihm«, prahlt er. Eifrig nickt Georg. In vielerlei Hinsicht pflichtet er dem Redner bei.

»Deshalb überantworten wir gemeinsam in dieser denkwürdigen Stunde an diesem denkwürdigen Ort das verjudete Sammelsurium scheußlichster Schriften der reinigenden Wirkung dieser uns treu gesinnten Flammen, auf dass der Funke, der den volkszersetzenden Geist wieder und wieder zu entzünden sucht, auf ewig und für immer ausgelöscht werde.« Ferstein ist in Fahrt. Jede Silbe, jedes Komma, jeden Punkt intoniert er mit Perfektion. Keine Hebung, keine Senkung überlässt er dem Zufall. Bis man ihm mit tosendem Geklapper die ihm gebührende Anerkennung bereitet, befiehlt er mit einer Handbewegung noch kurz zu warten. »Und ich übertreibe nicht«, buhlt er weiter um die Aufmerksamkeit auch derer, die eigentlich nur wegen des feucht-fröhlichen Umtrunks gekommen sind, »wenn ich abschließend anmerke, dass wir gänzlich, da bin ich mir sicher, im Geiste Lothar von Hennings´ handeln. Sieg Heil!«

»Sieg Heil!« Euphorisch tönt es aus zahllosen Kehlen. Feierlich fliegen ungefähr ein Dutzend Bücher, derer man noch habhaft geworden war, von Else Lasker-Schüler, Joseph Roth, Heinrich Mann, Erich Kästner und einigen weniger bekannten Dichtern in die lodernde Glut.

Obwohl er es hasst, von der Öffentlichkeit, die er für ungebildeten Pöbel hält, allerhand Fragen gestellt zu bekommen, mischt sich Ferstein unters Publikum. Will er Karriere machen, so kann er den weit verbreiteten Wunsch nach Tuchfühlung mit einer bekannten Person unmöglich dauerhaft brüskieren. Bevor er so schnell wie möglich auf Grund wichtiger Termine, wie er behauptet, von dannen schreitet, lässt er sich also von Menschen, mit denen er noch nie ein Wort gewechselt hat, die trotzdem felsenfest behaupten ihn zu kennen, ihrer beeindruckten Verwandtschaft vorstellen. Vom Reporter der Lokalzeitung lässt er sich ein Interview abbetteln. Wann denn endlich mit dem Bau des neuen Henningsdenkmals zu rechnen sei, wofür Ferstein sich ja bekanntlich an vorderster Front einsetze, will dieser wissen. Ob Ferstein über den nach wie vor viel zu laxen Umgang mit den Juden und die mangelhafte Umsetzung der Nürnberger Gesetze im Dorf informiert sei, und was der dagegen zu tun gedenke, interessiert ganz besonders. Auch die beklagenswerte wirtschaftliche Situation verlange doch langsam nach wirkungsvollen Maßnahmen. Professionell speist Ferstein den lästigen Schreiberling mit wenigen salbungsvollen Worthülsen ab. Nichts riskiert er dadurch. Seine ohnehin angesäuerte Stimmung verträgt kein weiteres Bohren. Und da jeder weiß, wer am längeren

Hebel sitzt, wagt sowieso keiner von der Presse etwas Unerwünschtes über die Politprominenz in seine Blätter zu klecksen. FLAMMENDER SIEG FERSTEINS ÜBER SCHRIFTSTELLERISCHE FRECHHEITEN, wird morgen die Tageszeitung titeln. Hier und da lässt sich der Star des Abends noch das ein oder andere Getränk spendieren. Kübelweise Etzfelder Pils kippt sich der Löwenanteil der Dorfjugend in seinen Schlund. Ausgelassen klopft man sich im Vollrausch gegenseitig beglückwünschend auf die Schultern. Dem Feind hatte man kräftig eingeheizt. Nie wieder wird er es wagen, seine Schundschmöker unter die Literatur bewährter Dichter und Denker zu schleusen. Zwischendurch gröhlen deren Nachfahren zur Begleitung von Gitarren rauf und runter:

»Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen ...«

3. Pogromnacht

Durch den Lärm, der von der Eckhardtstraße zu kommen scheint, schreckt Amalie auf. Erst vor wenigen Minuten war sie endlich eingeschlafen. Zunächst denkt sie sich nicht viel. Feierlichkeiten sind im Dorf an der Tagesordnung, demnach kein Grund zur Besorgnis.

Wenig später hört sie Glas zersplittern. Noch später dröhnt Sirenengeheul durch die Nacht. Langsam fühlt sie sich unbehaglich. Lieber will sie Moshe wecken. Der scheint darüber alles andere als erbaut zu sein. Als er sich schließlich erweichen lässt, sich im Morgenmantel zum Nachsehen aus dem Hauseingang zu wagen, torkelt an ihm eine im Dunkeln nur schemenhaft erkennbare Gestalt vorbei. »Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen«, lallt sie nach dem Genuss von mindestens vier Litern Etzfelder sowie dem ein oder anderen Gläschen Schnaps. Als Georg Hansen Moshe Berg erblickt, besinnt er sich. Spontan knallt er die Absätze seiner Knobelbecher zusammen. Seine Rechte schnellt gen Himmel. »Heil Hitler, du Judensau«, versucht er zu provozieren. Lieber zieht sich Moshe in den Flur zurück und schließt die Tür, bis er sich sicherer fühlt. Dass es sich um Georg Hansen handelte, hatte er nicht wahrgenommen.

Einige Minuten später tritt Moshe erneut hinaus. Vorsichtig geht er den kurzen Straßenabschnitt, bis er um die Ecke in die Eckhardtstraße lugen kann. Aus dem Geschäft der Bergs suchen meterhohe Rauchschwaden den Weg ins Freie. Was Moshe empfindet, ist schlimmer als Bestürzung. Man hatte tatsächlich ihren Laden in Brand gesteckt? Auf der Straße tobt sich gerade der Mob aus. Moshe muss ansehen, wie sie sein Hab und Gut zertrümmern. Einer brüstet sich vor seinen Kameraden, indem er im hohen Bogen auf einen zuvor zerstörten Kupferstich aus dem sechszehnten Jahrhundert uriniert. Teuer hatte Moshe den einst erstanden. Da er unverkäuflich gewesen war, hatte er die Wand des Verkaufsraums geschmückt. Geplündert liegt die Kasse im Dreck. Wegen der Aufregung der nachmittaglichen Vorkommnisse hatte Amalie die Tageseinnahmen noch nicht entnommen. Einige der vorwiegend jungen Leute stopfen Kleinkram, den sie für verwertbar halten, in ihre Taschen. Überall hinter den Fenstern sieht man neugierige Gesichter. In aller Ruhe schauen sie sich das Spektakel an. Einige Unbeteiligte lungern mit in den Hosentaschen vergrabenen Händen teils spöttisch grinsend herum. Vielleicht hoffen sie, es

möge etwas für sie übrig bleiben, sobald der Spuk sein Ende findet. Auch die Gegenwart der Dorffeuerwehr scheint niemanden zu stören. Statt das Feuer zu löschen, lässt die den Laden ausbrennen. Lediglich ein Übergreifen der Flammen auf benachbarte Gebäude verhindert sie penibel. Schnell huscht Moshe zurück in den Schutz der eigenen vier Wände.

Als er Amalie, deren Gesichtsfarbe sich langsam vom Rosigen ins Bienenwachsbleiche wandelt, die Geschehnisse schildert, zittert er wie Espenlaub.

»Morgen gehe ich zur Polizei.« Fest entschlossen kriecht er zurück ins Bett, obwohl an Schlafen wohl kaum mehr zu denken ist.

»Was erwartest du denn von denen?«, verlangt Amalie Aufklärung. Dunkle Ringe zeichnen sich unter ihren Augen ab. »Die stecken doch alle unter einer Decke«, stellt sie verzweifelt fest.

»Aber es gibt genug Zeugen. Das halbe Dorf war doch auf den Beinen. Alle haben schweigend danebengestanden.«

Amalie verfällt in höhnisches Gelächter: »Schweigend – das ist es ja gerade. Und du glaubst ernsthaft, unseretwegen wird irgendwer sein Schweigen brechen? Unseretwegen wird irgendwer sich selbst, seine Freunde, Geschwister oder Söhne in die Pfanne hauen? Hier im Dorf sind doch alle miteinander verwandt. Mensch, wann wachst du endlich auf?«

»Lass es mich wenigstens versuchen«, erwidert Moshe halsstarrig. »Wenn ich eine offizielle Anzeige in die Wege leiten lasse, kann die Polizei gar nicht anders als zu ermitteln. Spätestens wenn sie diejenigen in die Mangel nimmt, die ich erkannt habe, wird sich der ein oder andere verplappern. Die können sich nicht dauerhaft gegenseitig decken. Irgendwann verstricken sie sich in Widersprüche. Du wirst sehen.«

»Lass uns doch zu Henry nach Amerika«, spricht sie erneut das leidige Thema an. Moshe versetzt das in Rage.

»Fängst du schon wieder damit an? Ich dachte, wir hätten das geklärt.«

Amalie lässt nicht locker. Zu ernst schätzt sie die Lage ein, als dass sie sich ohne Weiteres dem Willen ihres Gatten beugte. Moshe muss gewichtigere Gründe ins Feld führen:

»Von welchem Geld sollen wir denn nach Amerika? Der Laden hat doch in letzter Zeit kaum was eingebracht und ...«

»Aber wir haben doch ...«, unterbricht sie ihn, um auf das gemeinsam Ersparte hinzuweisen. Inzwischen ist dies zu einer stolzen Summe herangewachsen.

»Das Geld auf dem Sparbuch bleibt, wo es ist. Das haben wir all die Jahre mühsam beiseite gelegt, damit die Zwillinge eine gute Zukunft haben.«

Amalie schießen Tränen in die Augen. »Wegen deiner Knauserei werden wir noch alle zur Hölle fahren.« Für einen Sekundenbruchteil zieht sie in Erwägung ohne ihn mit den Kindern das Land zu verlassen. Schnell verwirft sie solche Hirngespinste. Immerhin liebt sie ihren Moshe selbst nach vierunddreißig

Jahren noch beinahe wie am ersten Tag, auch wenn es hin und wieder Meinungsverschiedenheiten gibt.

»Jetzt mach dich bitte nicht lächerlich. Du übertreibst maßlos«, wirft er ihr vor. Dabei spürt er, dass er ihr Unrecht tut.

»Ich hab gehört, die Nazis planen die Einführung einer weiteren Kennzeichnungspflicht für Juden.« Amalie müht sich vergebens. Für Vernunftgründe ist Moshe derzeit nicht zugänglich. Er selbst spürt, wie sehr er um Glaubwürdigkeit ringt, wie sehr er nach Verkennung der Tatsachen verlangt. Wie sehr Amalies Einschätzung der Wahrheit entspricht, vermag er kaum zu verkraften. Unerträglich ist ihm der Gedanke die Hoffnung aufzugeben – die Hoffnung aufzugeben, seine Heimat, mit der er sich immer noch verwurzelt fühlt, nicht für eine ungewisse Zukunft in der Fremde verlassen zu müssen.

»Na und? Was gehen uns die Nazis an?«, entgegnet er der völlig verblüfften Ehefrau. »Denk doch einmal an Hiob, der sein wahrhaft schweres Los annahm, und am Ende ging er um so gestärkter und bereicherter aus der Krise hervor.«

»Das ist wahrlich keine Situation für fromme Bibelweisheiten!« Lautstark bringt Amalie ihre Empörung zum Ausdruck. »Und verschone mich bitte endlich mit deinen Verniedlichungen der Dinge um uns herum. Das ist nicht einfach eine harmlose Krise.«

4. Goodbye

»Hatte ich dich nicht ausdrücklich gewarnt?« Nachdem Winfried Hansen am nächsten Morgen von der nächtlichen Brandstiftung erfährt, prügelt er in einem Tobsuchtanfall auf seinen Spross ein. Der weiß nicht, wie ihm geschieht, verfügt er doch geschätzt noch über einen Restalkoholwert von zwei Promille im Blut. Nachdem er zur Kenntnis genommen hat, wie sich Georg wimmernd in der Ecke seines Zimmers am Boden krümmt, dabei hilflos den Kopf durch die angezogenen Beine und die verschränkten Arme zu schützen sucht, nimmt Winfried Reißaus.

Seine kompletten Ersparnisse holt er von der Bank. Soll Georg zusehen, wie er sich über Wasser hält! Nur gut, dass Angelika all den Kummer nicht mehr erleben muss. Für Angehörige der Partei stellt eine Ausreise bislang kein Problem dar. Wer weiß, ob sich das nicht irgendwann ändert. Für Oppositionelle, falls es solche überhaupt noch gibt, und vor allem für Juden wird das Klima immer unerträglicher. Vereinzelt gelingt es noch welchen, sofern es für sie erschwinglich ist, zu fliehen; aber bald schon wird man für diese Klientel aller Voraussicht nach die Tore nach außen unwiderruflich schließen. Nicht ungern würde er den Bergs, die es dieser Tage so heftig erwischt, viel umfassender unter die Arme greifen. Allerdings brächte er sich selbst nur noch mehr in Gefahr. Außerdem kennt er sie ja kaum. Als Angelika noch lebte, hatte sie viel mit der Amalie zu tun gehabt. Gut kann er sich noch daran erinnern, wie offenherzig sich das freundliche Ehepaar immer und insbesondere gegenüber Georg verhalten hatte. Welch Schande, auf welche Weise der ihnen ihre Gutmütigkeit heutzutage dankt! Vor seiner Abreise wirft Winfried einen anonymen Umschlag mit fünfhundert Reichsmark in den Briefkasten der Bergs.

Hoffentlich hilft ihnen das irgendwie.

Frühestens am späten Abend, wohl eher in der Nacht, wird er in Frankreich eintreffen, wo er ein Hotelzimmer aufzusuchen beabsichtigt. In aller Frühe geht es dann Richtung Barcelona und mit etwas Glück nahtlos weiter nach Lissabon, von wo aus er mit dem Schiff nach Amerika zu fliehen plant. Erst wenn er deutsches Hoheitsgebiet weit hinter sich gelassen hat, will er es wagen Franz Kafkas »Prozess« aufzuklappen. Den hat er vor dem Zugriff seiner verkommenen Brut gerettet. Lange Zeit musste er ihn sicher eingenäht in der Matratze, auf der er nachts schlief, aufbewahren. Bei Georg wusste man schließlich nie, wo der überall herumschnüffelte. Nach der heutigen Abreibung hetzt der sicher unter irgend einem Vorwand den gesamten Parteiapparat auf seinen Vater. Wen stört das noch? Sollen sie mich doch suchen! Wie sehr hatte er sich doch geirrt, als er 1932 im naiven Glauben an eine »nationale Erhebung« der NSDAP beigetreten war! Wie oft hatte er die brutalen Methoden verharmlost, mit denen die SA ihre politischen Gegner einschüchterte! Wie selten hatte er, als es darauf ankam, die humanitären Ideale verteidigt, für die er sich einzusetzen glaubte, seit er in der Untertertia durch den mitreißenden Unterricht des inzwischen längst verstorbenen Studienrats Weidemann Begeisterung für die Dramen der Goethezeit zu empfinden begann! Wie mutlos hatte er sich verkrochen, als er für seine Mitmenschen Partei zu ergreifen gehabt hätte! Selbst als die Schlägertrupps den Nachbarn Wörlinger vor seiner Haustür zusammenschlugen, hatte er geschwiegen. Wie gut, dass sich seine Verblendung mittlerweile in Luft auflöst und er den wahren Charakter dieser Rattenfänger erkennt! Zu ungeschminkt tritt heutzutage die allgegenwärtige Gewalt in Erscheinung, als dass sich daran noch irgend etwas beschönigen ließe. Seinen Sohn Georg hingegen scheint die honigsüße Prophezeiung, als Angehöriger einer auserwählten und anderen überlegenen Rasse werde er der Menschheit unverzichtbare Dienste erweisen, immer unerbittlicher in den Bann zu ziehen. Aber hat Winfried selbst nicht seinen Teil dazu beigetragen? Hat er nicht ein hundsmiserables Vorbild abgegeben, und die Geister, die er selbst gerufen, ließen sich nun nicht mehr bändigen? Hat er als Vater versagt?

Schnaufend setzt sich die Lokomotive in Bewegung. In der Nähe des kärglichen Verpflegungswaggons sucht Winfried einen Platz aus. Zu überteuerten Preisen kann dort, wer will, Kleinigkeiten fürs leibliche Wohl erwerben. Keine Ahnung, was ihn in Amerika erwartet. Schlimmeres als in Deutschland wird ihm dort wohl kaum widerfahren. Etwas angespannt lässt er sich vom freundlich lächelnden Personal einen lauwarmen Kaffee servieren. Unterdessen fiebert er dem Todesurteil des Protagonisten Josef K. aus Kafkas »Prozess« entgegen.

5. Willkür

Bevor sich Moshe auf den Weg zur Polizei macht, nimmt er das Desaster in der Eckhardstraße in Augenschein. Beklemmungen peinigen ihn. Was nicht den Flammen zum Opfer gefallen war, beschädigte das Löschwasser. Scheinbar hatte sich die Feuerwehr, nachdem durch demonstrative Passivität genug Schaden angerichtet worden war, doch noch zur Bekämpfung der letzten Glutnester durchgerungen. Zerknirscht setzt er sich auf die Überreste eines uralten

Ohrensessels. Mit zittrigen Händen fummelt er etwas Tabak in seine Pfeife. Zweifel verunsichern ihn. Hat Amalie etwa doch recht? Tief saugt er den Qualm ein. In wohldosierten Stößen befördert er ihn durch die Nase zurück an die von Rußpartikeln geschwängerte Luft.

Unbewusst meidet er den um diese Zeit stark belebten Marktplatz. Alternativ schlendert er auf Umwegen durch den am Rand des Dorfes gelegenen Park, in dem trotz Nieselregen einige wenige Spaziergänger verweilen.

Vorm Betreten des großen grauen Gebäudes zögert er. Was, wenn sich Amalies Befürchtungen bewahrheiten? »Was soll schon passieren?«, flüstert er sich selbst Mut zu. »Wenn ich nicht alles versuche, werde ich es später bereuen.« Von einem der beiden Paternosteraufzüge lässt er sich in die vierte Etage der örtlichen Polizeidienststelle befördern. Bevor man ihn einlässt, hat er sich durch eine staubig-fleckige Glasscheibe gegenüber einem Uniformierten bezüglich seines Anliegens zu rechtfertigen:

»Ich möchte eine Straftat anzeigen.«

»Na, dann treten Sie ein«, murmelt der Beamte missmutig. Ohne Zweifel, er empfindet Moshe als lästig. »Nehmen Sie Platz vor Zimmer dreihundertachtzehn. Kommissar Ollrich wird sich um Ihren Fall kümmern.«

Bis dieser ihn empfängt, vergeht ungefähr eine Stunde. Eine Stunde, in der Moshe mit sich hadert: Soll er warten? Nervös läuft er den menschenleeren Flur auf und ab. Wäre es besser zu gehen?

Ollrich ist zirka eineinhalb Köpfe größer als Moshe. Sein knochiges Gesicht verrät keine Regung. Vom ersten Augenblick an herrscht eine frostige Atmosphäre. Keiner streckt dem anderen die Hand zur Begrüßung entgegen. Statt dessen ringt der Kommissar dem Hilfesuchenden den abscheulichen Gruß ab: »Heil Hitler!«, fügt sich Moshe aus Furcht vor Konsequenzen.

Endlich bekommt er Gelegenheit vorzutragen, was ihn bedrückt. Doch zu seinem Erstaunen erinnert das Gespräch eher an ein Verhör, in dessen Verlauf er selbst sich zunehmend in die Nähe eines unmoralischen Tuns gerückt sieht.

»Sie sind Jude?« Abfällig rümpft Ollrich die Nase, als er den Ausweis mit dem großen gelben J und dem Zusatznamen Israel studiert. Seit August hat jeder Jude auf Verlangen befugten Personen solch ein Dokument auszuhändigen.

»Ja«, antwortet Moshe so wahrheitsgemäß wie überflüssig. Seine Knie fühlen sich weich an wie Butter.

»So, so.« Ollrich reißt die Augen auf und beugt sich weit über seinen Schreibtisch, bis nur noch wenige Zentimeter sein Gesicht von dem des Delinquenten trennen. »Und da soll ich etwa nicht geneigt sein zu glauben, dass *Sie* höchst persönlich in Ihrem Laden ein wenig gezündelt haben?« Beim Sie stößt er Moshe den ausgestreckten Zeigefinger seiner rechten Hand gegen die Brust. Dem verschlägt es die Sprache. Erst nach und nach gehen ihm die Augen auf. Nicht lange glaubt er, der Kommissar sei von seinen Anschuldigungen tatsächlich überzeugt. Dessen hämisch verzogene Mundwinkel verraten es unmissverständlich: Moshe hat es mit einer Machtdemonstration zu tun, einem infamen Spiel ohne Chance die Oberhand zu gewinnen.

»Geben Sie es nur zu«, droht Ollrich. Mit der Handkante schlägt er auf den Schreibtisch. »Sie selbst und sonst niemand haben Ihre Bude in Brand gesetzt. Und nun wollen Sie anständigen Deutschen Ihr Verbrechen anlasten.«

Wie konnte Moshe bloß so blind sein? Amalie hatte ihn doch eindringlich gewarnt. Jetzt steckt er mitten im Schlamassel ohne Plan, wie sich der Kopf aus der sich bedächtig schließenden Schlinge ziehen lässt. Beschimpfungen hageln auf ihn herab:

»Dass Sie sich gar nicht schämen, zu solch perfiden Mitteln zu greifen.« Ollrich lehnt sich in seinen schwarzen Ledersessel. Gemütlich stützt er den Kopf gegen die im Nacken verschränkten Hände. Moshe hat nun freie Sicht auf das Foto des Führers, das vorher durch die sich aufbäumende Person verdeckt worden war.

»Was wundere ich mich? Genau so abgebrüht kennen wir ja unseren Juden.«

Statt jeden aussichtslosen Versuch seiner Verteidigung zu unterlassen, beteuert Moshe seine Unschuld, was zwangsläufig den Überlegenen, der seine Rolle sichtlich genießt, weiter anstachelt. Obwohl Moshe die Mechanismen durchschaut, zwingen eben diese ihr Opfer in einen verzweifelten Kampf gegen Windmühlen.

Irgendwann verliert sein Peiniger die Lust am Quälen. Er lässt Moshe abführen. Die beiden dazu befehligten Beamten traktieren ihn mit Tritten und Faustschlägen. Ein Polizist mit unter die Achsel geklemmten Akten läuft ihnen über den Weg. Kurz plaudert der mit den Kollegen. Erst über Interna, dann über Privates; man kennt sich, man duzt sich, man lacht über den neuesten Klatsch und Tratsch und auch über Moshe. Hände werden geschüttelt, Schultern geklopft.

»Ruhige Schicht noch.«

»Dir auch, und grüß deine Frau.«

Wie lange schon harrt Moshe in der schätzungsweise einen Meter breiten und drei Meter langen Zelle aus? Ausgestattet ist die ausschließlich mit einer unbequemen Sitzgelegenheit aus eiskaltem Beton. Es ist dunkel. Beißender Uringeruch vernebelt seine sowieso schon beeinträchtigte Urteilskraft. Irgendwer muss vor geraumer Zeit in seiner Not auf Grund mangelnder sanitärer Anlagen seine Blase gegen die nackte Wand entleert haben. Plötzlich quietscht die Tür.

»Mitkommen!« Mehr bringt die magere Uniform, aus der oben ein Hals mit Milchbubengesicht darauf herausragt, nicht hervor. Nachdem sie unter größter Anstrengung die viel zu schwere Eisentür aufgestemmt hat, geleitet sie Moshe abermals ins Büro des Kommissars. Dieser strahlt ihn an:

»Sie sind ein freier Mann, Herr Berg.«

Verwirrt starrt Moshe Löcher in die Luft. Seine geschwollene Lippe schmerzt. Auch das linke Auge hat einen tüchtigen Schlag verpasst bekommen. Zu ihnen gesellen sich insgesamt vier kräftige Männer in schwarzen Uniformen. Martia-

lisch glotzt von deren Schirmmützen jeweils der silbrig schimmernde Totenkopf der SS herab.

»Wissen Sie, was ein Konzentrationslager ist?«

Moshe kämpft gegen die drohende Ohnmacht. »Nein«, stammelt der Gemarterte. »Ich meine, ich hab davon gehört. Hier im Dorf erzählt man sich ja einiges.«

Ollrich deutet in Richtung der SS-Angehörigen: »Die Herrschaften werden Sie jetzt nach Hause begleiten. Danach können Sie tun und lassen, was immer Ihnen beliebt.«

Erleichtert atmet Moshe auf. Er hatte bereits befürchtet, man wolle ihn auf der Stelle in ein solches Konzentrationslager verfrachten.

»Allerdings stehen Sie ab sofort unter Arrest. Sollte ich davon Wind bekommen, dass irgendwer Sie auf der Straße gesehen hat, werden Sie eingesackt. Sie werden dann hautnah erleben, ob sich die Erzählungen mit der Realität decken; das verspreche ich Ihnen.«

»Ganz bestimmt werde ich mich in Ihrem Sinne verhalten«, versichert Moshe mit vor Erschütterung brechender Stimme. »Sie können sich darauf verlassen.«

»Natürlich werde ich Ihren Fall weiter untersuchen. Sollten sich meine Vermutungen bewahrheiten, wandern Sie ebenfalls ins Lager.«

Mit Absicht eskortiert ihn die SS über den gut besuchten Marktplatz. Um seinen Hals baumelt jetzt ein Schild, auf dem in gut leserlichen Großbuchstaben geschrieben steht: NIE WIEDER WERDE ICH ANSTÄNDIGE DEUTSCHE DENUNZIEREN. Von den Ständen aus bewerfen ihn sowohl Händler als auch Kunden mit rohen Eiern, wobei auch einige Spritzer auf den Uniformen seiner Begleiter landen. Die nehmen daran wenig Anstoß.

»Um Himmels Willen, wie siehst du aus?«, empfängt ihn Amalie erschrocken. Schon seit Stunden erwartet sie seine Rückkehr. Bevor er Bereitschaft mit ihr zu sprechen signalisiert, begibt er sich erneut nach draußen. Mühselig schöpft er aus der alten verrosteten Pumpe etwas Wasser, um Kaffee aufzubrühen und ausgiebig allen Schmutz vom Körper zu waschen. Beim Blick in den Spiegel begutachtet er die ihm zugefügten Lädierungen: Sein Auge ziert ein ringförmiges, bläulich-violettes Hämatom; auf der Lippe macht sich eine unansehnliche Blutblase breit.

Auf einen frischen Kaffee freut er sich jetzt besonders. Als er in die Küche tritt, wartet Amalie weiterhin auf Erklärungen. Kaum einen klaren Gedanken vermag er zu fassen. Wortlos setzt er sich an den Küchentisch. Seiner Frau möchte er nicht in die Augen sehen. Statt sein Schweigen zu brechen, verfällt er in einen lang anhaltenden Weinkrampf. Noch nie hat Amalie ihren Mann so niedergeschlagen erlebt. Was immer passiert war, sicher finden sie gemeinsam eine Lösung. Als sie ihm zärtlich durch das schüttere Haar streicht, fangen nebenan die Zwillinge zu schreien an.

6. Trübe Aussichten

Winfried Hansen ist genervt. In Mannheim war ein älterer Herr im feinsten Zwirn und mit gleich drei Koffern ausgerüstet zu ihm ins Abteil zugestiegen. Viel lieber würde er die Fahrt bis Frankreich mit sich allein zubringen, und bis Frankreich ist noch allerhand Zeit zu überbrücken. Trotz allem bemüht er sich um Höflichkeit. Was in aller Welt wird dieser Mensch in dem so umfangreichen Gepäck wohl beherbergen? Ob sich darunter Anstößiges befindet? Vielleicht Dinge, die die Partei zu beanstanden hätte? Winfried lässt seiner Fantasie freien Lauf: Hat er es mit einem Oppositionellen zu tun? Mit einem, der Untergrundkämpfer mit Waffen versorgt? Nein, so töricht verhält sich kein Mensch. Keiner trägt am helllichten Tag Koffer voller Schießeisen oder Granaten spazieren. Dennoch wirkt der Mann seltsam. Kein einziges Parteiabzeichen ziert seine Kleidung. Nicht einmal ein winziger Hakenkreuzanstecker. Vielleicht thront er längst in einer der oberen Etagen der Parteihierarchie. Dann kann er sich das erlauben. Muss er sich dann nicht besonders mit den Symbolen des Nationalsozialismus identifizieren? Winfried hat wahrlich auf der Hut zu sein. Was, wenn er das Recht besitzt Kontrollen durchzuführen? Fällt ihm der Kafka in die Hände, so ist es aus mit den Fluchtplänen. Dann wartet ein Aufenthalt im Konzentrationslager oder bestenfalls ein Standgericht. Jetzt bloß nicht in Panik verfallen, empfiehlt sich Winfried. Du bist langjähriges Mitglied der Partei, hast dir nie etwas Ungesetzliches geleistet, und deine Papiere sind einwandfrei. Dir kann überhaupt nichts passieren. Hoffentlich sieht man ihm nichts an. Hoffentlich rinnen ihm keine verräterischen Schweißperlen über die Stirn. Vielleicht handelt es sich bloß um einen harmlosen Reisenden. Je intensiver Winfried versucht sich zu beruhigen, desto gnadenloser setzt die Angst seine grauen Zellen unter Strom. Im Kopfkino sieht er schon die Handschellen klicken. Sicher hat Georg längst alle Hebel in Bewegung gesetzt.

»Entschuldigen Sie vielmals«, spricht ihn der Mitreisende mit väterlicher Stimme an. Dabei klopft er seine eben erst entzündete Pfeife wieder aus.

Innerlich steht Winfried tausend Tode aus. Pass auf, jetzt geht es dir an den Kragen, warnt die unerträgliche Kopfstimme immerfort. Trotzdem gelingt es ihm sein schönstes Lächeln aufzusetzen.

»Sie sind ja kreidebleich. Das habe ich nicht gewollt.« Hastig bettet der ältere Herr seine Pfeife in das mit weinrotem Stoff ausgefütterte silberne Etui. »Wie unachtsam von mir!«

Erst jetzt begreift Winfried: Dem Mann ist peinlich, dass er geraucht hatte, ohne Winfried nach dessen Einverständnis zu fragen, weswegen er glaubt, er müsse nun zigfach Reue bekunden:

»Ich hatte nicht bedacht, wie übel manchen Menschen werden kann, wenn man in ihrer Gegenwart raucht.« Aus einer Thermoskanne schenkt er Winfried wie sich selbst heißen Tee ein. Anschließend erzählt er von seinen vielen vergeblichen Versuchen sich den blauen Dunst abzugewöhnen.

Wie Winfried erfährt, reist Heinrich Juncker, so hat er sich inzwischen vorgestellt, im Auftrag der Partei Richtung Frankreich. Also ist er, wie gleich vermutet, mit äußerster Vorsicht zu genießen. Obendrein teilen die beiden vorerst

auch noch das gleiche Reiseziel. Wenigstens muss Winfried, so lange Juncker lieber von sich erzählt, statt unangenehme Fragen zu stellen, keine Märchen erfinden.

7. Sinneswandel

Nachdem Amalie die Kinder beruhigt hat, sitzt sie mit Moshe noch lange schweigend beim Kaffee zusammen, bis er endlich passende Worte findet. Stockend erzählt er ihr vom verbrannten Inventar in der Eckhardtstraße, vom Kommissar Ollrich und dessen Unverschämtheiten, von den prügelnden Beamten, von der stinkenden Zelle, von der SS und dem Spießrutenlauf über den Marktplatz. Auch seine Bedenken vorm Betreten der Polizeidienststelle spart er nicht aus, wodurch er indirekt eingesteht, welche Berechtigung Amalies Warnungen von Anfang an besaßen. Angesichts der Intensität der Erlebnisse bleibt ihm immer wieder die Luft weg. Amalie berichtet, wessen sich die Staatsmacht schon seit dem Morgen im Volksempfänger rühmt: Offenbar handelt es sich bei dem Schicksal der Bergs keineswegs um einen Einzelfall. Viel mehr hatte man letzte Nacht im Rahmen einer landesweiten Aktion zahlreiche jüdische Einrichtungen verwüstet und in Brand gesteckt.

»Wie soll es denn jetzt weitergehen?« Moshe gesteht, wie schrecklich hilflos er sich fühlt. Amalie erhebt sich. Aus der oberen Schublade der Holzvitrine holt sie einen Umschlag. Geheimnisvoll wedelt sie damit unter Moshes Nase herum.

»Lass dir ruhig Zeit beim Nachzählen«, fordert sie ihn auf, nachdem sie die Scheine vor ihm auf dem Tisch ausgebreitet hat.

»Fünfhundert Reichsmark?« Verständnislos zuckt er mit den Schultern.

»Während dich die Polizei verprügelt hat, habe ich diesen Umschlag im Briefkasten gefunden. Nirgends ist ein Absender vermerkt.«

»Und wie kommt so viel Geld in unseren Briefkasten?« Ausgeprägtes Misstrauen arbeitet tiefe Runzeln in seine Stirn hinein. »Ich meine, irgendwer muss doch der Eigentümer sein.«

»Genau«, triumphiert Amalie. »*Wir* sind jetzt die Eigentümer.«

»Kommt nicht in Frage«, widerspricht Moshe. »Wir können nicht einfach fremdes Eigentum an uns nehmen. Bitte sei so gut, bring das Geld so schnell wie möglich zum Fundamt. Schließlich stehe ich unter Hausarrest und kann daher nicht selbst gehen.« Nachdrücklich fügt er hinzu: »Wir sind ehrliche Menschen und wollen es auch bleiben.«

Eine Weile überlegt Amalie. Derweil schreitet sie in der Küche auf und ab.

»Weißt du, was ich beim besten Willen nicht begreife?«, leitet sie ihren Vorwurf ein: »Ich begreife nicht, wie du so verdammt moralisch bleiben kannst in einer Zeit, in der jede Moral vor die Hunde geht. Von dem Geld könnten wir für uns alle die Überfahrt nach Amerika bezahlen.«

»Ich glaube, du begreifst was anderes nicht.« Schon wieder entfacht sich Streit über das Thema. »Die Sache stinkt bis zum Himmel. Hast du schon daran gedacht, dass es sich um eine Falle handeln könnte?«

Amalie ist sprachlos. In der Tat hat sie daran bislang die wenigsten Gedanken verschwendet. Eine Falle? Wer zum Teufel sollte ihnen eine Falle stellen?

»Vermutlich will man uns auf die Probe stellen, unsere Ehrlichkeit testen. Du weißt doch, wie gerne man uns unterstellt, wir wären besonders geldgierig.«

Trotz dem Ärger ändert sich Grundlegendes: Kategorisch sperrt sich Moshe nicht mehr gegen die Flucht ins Ausland. Doch besteht er auf ausschließliche Verwendung eigener Mittel. Die heutige Konfrontation mit den Repräsentanten der Staatsmacht hat einen deutlichen Eindruck hinterlassen. Auch Moshe beginnt einzusehen, dass sich bislang nur die Spitze eines Eisbergs demaskiert hat. Wer aufmerksam den Aussagen der politischen Prominenz zu den Ausschreitungen der gestrigen Nacht zuhört, darf darüber keine Zweifel mehr hegen. Amalie verschont ihn nicht mit einer Kostprobe. Nicht lange hält Moshe es aus, wie sich die stänkernde Stimme aus dem Volksempfänger an ihrer eigenen Bösartigkeit ergötzt. Sie einigen sich:

Am nächsten Morgen vor ihrem Besuch beim Fundamt will Amalie zunächst Winfried Hansen um Hilfe bitten. Vielleicht besitzt der ja Möglichkeiten seinen Einfluss spielen zu lassen. Vielleicht lässt sich ja sogar das unmenschliche Ausgehverbot wieder aufheben. Nachdem sich Amalie beim Fundamt als ehrliche Finderin erweisen wird, steht die Plünderung des gemeinsamen Sparbuchs an. Eine Vollmacht ihres Mannes reicht dafür aus. Man kann, überlegen die beiden angestrengt, etwaigem Misstrauen mit der Argumentation begegnen, das niedergebrannte Geschäft müsse so schnell wie möglich saniert werden. Logisch, dass eine solche Investition viel Geld erfordert. Im Anschluss planen sie noch bis zu zwei bis drei Wochen zu warten, ob sich durch Winfried Hansens Hilfe etwas ändert. Schließlich wollen so existenzielle Entscheidungen gut durchdacht sein. Inzwischen wird sich Amalie bereits in Eheringsfeld bei der Beratungsstelle des Deutsch-Jüdischen Hilfevereins um die Vermittlung der für eine offizielle Ausreise notwendigen Visa bemühen. Eventuell haben sie sogar einen Sprachkurs zu belegen. Denn wer nicht wenigstens über einige englische Grundkenntnisse verfügt, so hatten sie gehört, bleibt in der Ferne auf ewig ein Fremder. Auch möchte sie beim DJHV den Arrest ihres Mannes ansprechen. Vielleicht haben die Menschen vor Ort Erfahrung und den ein oder anderen Vorschlag zum Umgang mit derlei Ungerechtigkeiten. Sich ausschließlich auf Winfried Hansen zu verlassen, erscheint ihr zu unsicher. Falls sich am Ausgehverbot nichts ändern sollte, bliebe immer noch die Möglichkeit auf eigene Faust im Schutz der Dunkelheit das Weite zu suchen. Möge das der Herrgott verhüten. Zwar existieren einige wenige Bekanntschaften, doch jemanden mit in Gefahr zu bringen, steht eigentlich nicht zur Disposition. Nur im alleräußersten Notfall würden sie sich bei Nacht und Nebel bis zur französischen Grenze chauffieren lassen, die sie nur zu Fuß über Schleichwege passieren könnten. Allein wegen der Zwillinge wäre eine offizielle Option die bessere Lösung. Die Reise über Spanien bis Portugal wird ohnehin beschwerlich werden. Immerhin tobt in Spanien nach wie vor der Bürgerkrieg, und in Lissabon, wo sich der einzige europäische Überseehafen befindet, kann von einigen Wochen Wartezeit ausgegangen werden.

8. Kafka gibt sich zu erkennen

Heinrich Juncker offenbart sich als äußerst redselig. Sobald Winfried aufs Neue versucht ein wenig zu schlafen, reißt ihn das oberflächliche Geschwätz des Greises aus dem gemütlichen Dämmerzustand. Dessen beschränkte Erlebniswelt kreist ausschließlich um parteiinterne Aufstiegsmöglichkeiten, dank derer er sich freue »ein Teil vom großen Ganzen« zu sein, um Paragrafen, mit denen politischen Gegnern »Beine gemacht« werden könnten, sowie um Dienstränge unterschiedlichster Couleur, die auf ihn einen mächtigen Eindruck ausüben. Grausamer noch ist seine Unfähigkeit zu merken, wie sehr er zu Wiederholungen neigt. So senil also sieht der perfekte Prototyp des deutschen Herrenmenschen aus? Mach dir nichts vor, hämmert es in Winfrieds Hirnkasten. Geistige Größe sucht man heutzutage zumindest in Deutschland vergebens. Stärker denn je fühlt er sich bestätigt in dem Entschluss eine ihn seit langem auschließlich deprimierende Welt hinter sich zu lassen. Zwischenzeitlich denkt er daran, wie es den Bergs gerade ergehen mag. Tröstlich wirkt der Gedanke ihnen mit dem Geld ermöglicht zu haben, so wie er woanders einen Neuanfang zu organisieren.

Ob es ihm Vergnügen bereitet, spielt keine Rolle: Wenigstens muss er so tun, als höre er aufmerksam zu, damit er Juncker keinen Grund zu Verdächtigungen liefert. Sich sporadisch ein zustimmendes Nicken abzuringen, kostet ja nicht viel.

In Saarbrücken haben sie umzusteigen. Die Gelegenheit nutzt Juncker zum Kauf der Abendausgabe des *Völkischen Beobachters*. Wenige Minuten nachdem er seine Koffer wiederum zu Winfried ins Abteil gewuchtet und gegenüber diesem Platz genommen hat, erfolgt die erste Fahrkartenkontrolle. Bevor sich die Bahn vor dem baldigen Überqueren der französischen Grenze wieder fortbewegt, durchkämmen außerdem von der SS begleitete Grenzpolizisten Abteil für Abteil. Neben den Personalien lässt man sich erneut die Fahrkarten aushändigen, was bei nicht wenigen Fahrgästen verständnisloses Kopfschütteln auslöst – allerdings erst, sobald ihnen die Uniformierten nach der Prozedur den Rücken gekehrt haben. Zuvor geben sich alle überaus höflich. Soweit Winfried erkennen kann, ist bislang noch kein Gepäckstück durchsucht worden. Nach Gründen für den Auslandsaufenthalt befragt wurde offensichtlich ebenfalls niemand. Dennoch ist ihm mulmig zumute. Wer weiß, ob man nicht ausgerechnet ihn einer weniger nachlässigen Inspektion unterziehen wird.

Unüberhörbar nahen die im Einheitsschritt polternden Knobelbecher. Winfried traut sich nicht nach ihnen Ausschau zu halten. Schon wieder plagt ihn Angst von Juncker durchschaut zu werden. Nur noch wenige Schritte! Noch nie hatte Winfried zu religiösen Gefühlen geneigt, doch jetzt, da er sich erstmals im Leben in akuter Gefahr wähnt, betet er heimlich: Vater im Himmel, lass meinen Kafka unentdeckt. Lass mich unauffällig wirken und die Kontrolleure schnellstmöglich wieder verschwinden. In dem Augenblick, in dem er sich zum Kompromiss genötigt fühlt, als Dank künftig öfter als bisher an den Allmächtigen zu denken, öffnet sich die Tür zum Abteil.

»Heil Hitler!«, bellt es in ihre Ohren.

»Heil Hitler!«, erwidern sie im Chor.

»Ihre Papiere und Ihre Fahrausweise, bitte.«

Ordnungsgemäß händigen sie dem Wortführer die Dokumente aus. Bedrohlich baumelt dessen Begleitern je ein mit der Mündung zu Boden blickendes Gewehr über der Schulter. Geduldig, als ob man bis zum nächsten Morgen auf die Weiterfahrt warten könnte, blättert er die Unterlagen durch. Nachdem Winfried seinen Pass und das Ticket zurück erhält, fächert der Beamte herausfordernd mit Junckers Papieren vor seiner Brust herum.

»Herr Juncker?« Spitz spricht er den alten Mann an.

»Bitte?«, fragt dieser mit kräftiger Stimme.

»Sie haben wohl vor, längere Zeit in Frankreich zu bleiben?«

Lass uns endlich fahren, denkt Winfried von Verärgerung und Angst geplagt.

»Wie kommen Sie darauf?«, will Juncker wissen. Seine Auskunft, er werde lediglich eine Woche in Frankreich verbringen, überzeugt nicht.

»Für eine Woche führen Sie so viel Gepäck mit sich?« Misstrauisch rafft der Polizist die Stirn in Falten. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, uns einen Blick hineinwerfen zu lassen?«

Wenige Sekunden herrscht Stille. Als ob er sich Unterstützung erhoffe, wendet sich Junckers Blick Winfried zu. Achselzuckend verleiht der seiner Verwunderung Ausdruck.

»Selbstverständlich dürfen Sie ...«, Juncker stammelt, »aber ...« Sich fügend öffnet er einen der Koffer, aus dem sogleich die eng zusammengepresste Wäsche hervorschießt. In Windeseile ist der Boden des Abteils von weißen Schlüpfern, beigen Baumwollunterhemden, schwarzen Strümpfen, Oberhemden und Krawatten in den unterschiedlichsten Grau-, Braun- und Blautönen, teils gestreift, teils mit karierten Mustern versehen, übersät. Zuvorkommend beginnt Winfried mit dem Einsammeln.

»Lassen Sie nur«, nickt Juncker anerkennend. »Lieber mache ich das selbst.«

»Öffnen Sie auch die anderen Koffer«, verlangt der Beamte beharrlich. »Als ehrlicher Volksgenosse haben Sie sicher Verständnis dafür, dass wir unser Menschenmöglichstes tun, um Schmugglern auf die Schliche zu kommen.«

»Ja, aber ...« Als Juncker den nächsten Koffer öffnen will, werden die Uniformierten durch den Einsatzbefehl eines brüllenden Vorgesetzten gestört. »... ich reise doch im Auftrag der Partei.«

Keinen interessiert mehr, wovon Juncker zu überzeugen versucht. Eilig gibt der Polizist die Dokumente zurück. Hastig hechtet er den schwer bewaffneten, ihre Gewehre jetzt im Anschlag haltenden Kollegen hinterher. Durch die Scheibe erkennen Winfried und Juncker, wie auf dem Bahnsteig jemand zur Strecke gebracht wird. Mit dem Kolben eines Gewehres schlägt ihm einer der Polizisten frontal gegen die Stirn. Ein Mann im grauen Trenchcoat hockt neben einer weit geöffneten Reisetasche, in der er offensichtlich eine Schreibmaschi-

ne aufgespürt hat. Triumphierend präsentiert er sie einigen beeindruckt nickenden Mitgliedern der SS. Dazu wedelt er mit ebenfalls in der Tasche entdeckten Dokumenten in der Luft herum. Kurz nachdem der für das noch nicht vollends beseitigte Chaos in Winfrieds und Junckers Abteil verantwortliche Beamte dem Zugführer winkt, spüren die beiden, wie unter ihnen das Getriebe rattert. Endlich setzen sie die Reise fort.

Noch lange spekulieren sie über die Hintergründe des Vorfalls: Womöglich hatte die Person feindliche Schriften verbreitet und daher Prügel verdient. Vor allem Juncker liegt daran durch rabiate Forderungen zu beweisen, auf welcher Seite er steht. Winfried ahnt ja noch nicht, welche Ängste sein neuer Bekannter insgeheim aussteht. Todesängste, unter deren Eindruck mancher Mensch zum perfekten Fassadenkünstler avanciert.

Erst spät nach Mitternacht, als sie endlich den Bahnhof von Chartres erreichen, wird er Zeuge, wie durch eine kleine Ungeschicklichkeit eben jene Selbstsicherheit des elegant gekleideten Herrn zerbricht. In Paris hatte Winfried nicht aussteigen wollen. Dem Großstadttrubel kann er nichts abgewinnen. Juncker, der eigentlich sehr wohl in Paris hatte aussteigen wollen, doch auf die Schnelle umdisponierte, kommt auf die Idee, man könne doch im selben Hotel absteigen und »gemeinsam den gemütlichen Abend noch beim ein oder anderen Getränk ausklingen lassen«. Dem neuen Freund wider Willen missfällt das. Der nämlich sehnt sich nur noch nach ein wenig verdienter Ruhe. Aber er lässt sich nichts anmerken. Sich unter einem fadenscheinigen Vorwand zu verabschieden, traut er sich nicht. Daher spazieren sie Seit an Seit auf der Suche nach einem öffentlichen Obdach durch die kalte Nacht. Entschieden lehnt Juncker Winfrieds Angebot ab, ihm beim Tragen der schweren Gepäckstücke zu helfen. Noch denkt sich der Jüngere nicht viel dabei; die Ursache verortet er in der Eitelkeit des Weggefährten. Eine Eitelkeit, die nur wenig später zum Verhängnis zu werden droht.

Mit Händen und Füßen und bruchstückhaftem Englisch, denn seine Französischkenntnisse halten sich in Grenzen, versucht Winfried einem vor einer Kneipe auf Kundschaft lauernden Chauffeur ihre Situation zu verdeutlichen. Wie er aus Wortfetzen herausfiltert, befinden sie sich sogar auf dem richtigen Weg. Noch wenige Meter geradeaus; nach dem Abbiegen sollen dann die unübersehbaren Lichter eines Hotels die zu gehende Richtung beleuchten.

Ein lautes Poltern unterbricht die Stille. Offenbar hat Juncker das Gespräch seines Begleiters genutzt, um gegen die weitläufig die Allee säumende Hecke seine Notdurft zu verrichten. Ungeschickt greift er danach seine abgestellten Koffer. Als der größte zu Boden knallt, öffnen sich dessen Verschlüsse. Heraus purzeln – einen Moment stockt beiden der Atem – Bücher. Durch den Schein einer Laterne wird Winfried gewahr, wie jede Farbe aus dem Gesicht des Ertappten verschwindet. Ohne sich hinunterbeugen zu müssen, erkennt er einzelne Titel. Weil er sich ein wenig auskennt, bemerkt er, dass das vorwiegend Exemplare überaus kritischer Schriftsteller sind, darunter Ernst Tollers Antikriegsdramen sowie Lyrik von Armin T. Wegner, über den man sich erzählt, er habe mit kaltschnäuzigen Briefen den Führer persönlich zu belehren gewagt. Als besonders pikant empfindet Winfried einen Gedichtband des Anarchisten

Erich Mühsam. So weit er weiß, war Mühsam schon 1934 unter mysteriösen Umständen im Konzentrationslager Oranienburg umgekommen. Offiziell war von Selbstmord die Rede gewesen, sofern man es offiziell nicht vermied solche Persönlichkeiten überhaupt zu erwähnen. Beide, Juncker wie Winfried, verkennen nicht die Brisanz des Vorfalls. Zuerst versucht Juncker seine Unsicherheit zu überspielen. Während er zitternd die Werke zurück in den Koffer stopft, tischt er Winfried Lügen auf. Als er begreift, wie sehr es seinen Ausflüchten über einen angeblichen Auftrag der Partei die »beschlagnahmten Pamphlete zu Forschungszwecken französischen Nationalsozialisten« zu überbringen an Glaubwürdigkeit mangelt, ändert er seine Strategie hin zur offenen Drohung: Plötzlich sieht Winfried die Mündung eines klitzekleinen silbrigen Revolvers auf sich gerichtet. Wahnsinn steht dem in die Enge getriebenen Buchschmuggler ins Gesicht geschrieben. Für ihn gibt es nur noch wenig zu verlieren.

»Ruf doch deine verdammte Nazibrut!« Juncker bricht in manisches Gejohle aus. Das Schießeisen verleiht ihm Unangreifbarkeit. »Falls du es noch nicht kapiert hast:«, lässt er plötzlich jede Höflichkeit vermissen, »Weit und breit gibt es keine SS, die du mir auf den Hals hetzen kannst, keine Gestapo und keine Partei. Dein Deutschland ist weit, weit entfernt.« Doch seine Äußerungen sind auch von Verzweiflung durchtränkt. Schießen will er ja eigentlich gar nicht. Doch was, wenn er es muss? Einen Menschen zu töten kann er sich doch nie und nimmer wirklich vorstellen. Wie nur war er in diese verfluchte Situation geraten?

Auf Winfried wirkt das Schauspiel grotesk. Würde nicht die Existenz der Waffe die Realität vergegenwärtigen, so würde er glauben, er träume. Abwechselnd richtet Juncker jetzt die Pistole mal gegen die eigene Schläfe, dann wieder auf Winfried. Unfähig angemessen zu reagieren, bemüht der sich seine Eindrücke zu sortieren. Welche seltsame Fügung hatte ihre Lebenswege einander kreuzen lassen? Handelt es sich bei dem Mann, der ihn bedroht, ebenfalls um einen Literaturliebhaber auf der Flucht? Alles sieht danach aus. Nur schleppt der ein paar mehr Bücher mit sich herum, was geradezu selbstmörderisch anmutet, bedenkt man, dass er in Saarbrücken beinahe enttarnt worden wäre. Wie vor allem überzeugt Winfried ihn am besten von seiner Harmlosigkeit? Wie von seinem eigenen nicht weniger ausgeprägten Groll gegen die Nazis? Wie davon, dass *dieses* Deutschland mitnichten *sein* Deutschland sein kann?

»Kennen Sie Kafka?«, rutscht es ihm unbeabsichtigt raus. Von nun an gibt es kein Versteckspiel mehr. Nur schonungslose Offenheit hilft vielleicht die Situation zu entspannen. Den Bewaffneten verwirrt die Frage.

»Was bitte soll der Unsinn?«, offenbart der seine Zerstreuung. »Kafka ist weitgehend unbekannt, aber wer viel liest, kommt an ihm nicht vorbei«, gibt er dennoch fachkundig Auskunft. »Ein Genie. Auch wenn ihr Herrenmenschen das nicht zu würdigen wisst«, spottet er bissig.

Kaum will Winfried in seiner Reisetasche kramen, giftet Juncker ihn an, er solle gefälligst die Hände hinter dem Kopf verschränken.

»Ich möchte Ihnen doch nur was zeigen.« Eigentlich hält Winfried für ausgeschlossen, dass Juncker von der Waffe Gebrauch macht. Doch im Umgang mit einer so labilen Persönlichkeit rät ihm sein Verstand zur Vorsicht. »Dann schauen Sie halt selbst nach«, schlägt er vor. »In meiner Tasche verstecke ich eine Ausgabe von Kafkas ›Prozess‹.«

Juncker bleibt begriffsstutzig.

»Schauen Sie doch nach«, fordert Winfried energischer. »Auch ich habe die Nase voll von dem Land, in dem man Bücher verbrennt. Von dem Land, in dem das Verbrennen von Büchern nur der Auftakt ist zum Verbrennen menschlicher Existenzgrundlagen.« Wut dominiert bei dem Gedanken an die Mittäterschaft seines Sohnes. Nicht ansatzweise kann die Schuld daran auf Winfrieds Mitgliedschaft in der Partei abgewälzt werden. Zu keiner Zeit hätte er dergleichen befürwortet. »Auch ich versuche meine Haut zu retten«, versichert er in die Mündung der Pistole starrend. »Kennen Sie Kafkas ›Prozess‹?«

»Sie meinen den Roman, in dem der Bankangestellte Josef K. ohne Begründung in seiner Wohnung verhaftet wird?« Juncker scheint ruhiger zu werden. Er kehrt schon wieder zum höflichen Sie zurück.

Bestätigend nickt Winfried.

»Und ohne Begründung wird gegen ihn prozessiert bis zur Hinrichtung?«

Winfried nickt erneut. Diesmal mit einem angedeuteten Lächeln auf den Lippen, weil der Glanz in den Augen seines Gegenübers authentische Begeisterung verrät.

»Ein Meisterwerk«, stellt Juncker klar. Geschwind begibt er sich in Winfrieds Gepäck auf die Suche, wobei er mit einer Hand diverse Kleidungsstücke durchwühlt. Mit der anderen umklammert er krampfhaft seinen Revolver. Gleichzeitig den immer noch Beargwöhnten im Auge zu behalten, stellt sich als schwieriges Unterfangen heraus.

9. Heimliche Verabschiedung

Auch in dieser Nacht schließen Amalie und Moshe kein Auge. Die krankmachende Drangsal der Verzweiflung lässt sie nicht zur Ruhe kommen. Warum bloß hasst man sie so sehr? Vor allem Moshe martert sich endlos mit einer Frage, auf die er keine Antwort findet: Womit hat er verdient so heftig gestraft zu werden? Nachdem sie sich lange genug hin und her gewälzt haben, vertreiben sie sich die Zeit bis zum frühen Morgen mit Gesprächen über ihre gemeinsame Zukunft. Mit Unbehagen, aber auch Zuversicht, vor allem voller Hoffnung auf eine erträglichere Perspektive planen sie ihr neues Leben in Amerika.

Als Amalie gegen zehn Uhr das Haus verlässt, um zuerst Winfried Hansen aufzusuchen, trifft sie unterwegs Frau Dausewitter, die langjährige Stammkundin, der sie die gläserne Spieluhr verkauft hatte, während Unbekannte die schrecklichen Parolen an die Fenster schmierten. Frau Dausewitter hält den Bergs trotz des sich verfinsternden gesellschaftlichen Klimas die Treue. Sämtliche Konsequenzen nimmt sie achselzuckend in Kauf. Sie ist überzeugte

Christin, Nächstenliebe ihr oberstes Gebot auch in schweren Zeiten. Ihr Glaube hilft ihr, die Ausgrenzung, die sie erleidet, den Spott, dessen Opfer sie wird, die Drohungen, denen sie sich ausgesetzt sieht, zu ertragen. Von ihrer schier grenzenlosen Hilfsbereitschaft weiß Amalie. Viel zu häufig hat sie diese schon beansprucht, wie sie glaubt, so dass sie die fürsorgliche Dame nicht mit den aktuellen Problemen behelligen möchte. Allerdings wird Amalie von Frau Dausewitter behutsam darauf angesprochen. Auch sie hat von der Brandstiftung erfahren.

»Adalbert und ich haben schon überlegt, was wir tun können«, stellt sie Amalie zu deren Entsetzen vor vollendete Tatsachen. »Und wir haben uns gedacht, wir beziehen doch schon so lange eine üppige Rente ...«

Amalie ist zugleich schockiert wie gerührt. In Grund und Boden schämt sie sich. Frau Dausewitter ahnt, was Amalie bewegt. Mitfühlend legt sie ihr die Hand auf die Schulter. Zwei Jungen, etwa vierzehn oder fünfzehn Jahre jung, werfen mit Kieselsteinen nach ihnen.

»Die Juden sind unser Unglück!«, ruft der eine laut.

»Die Juden sind unser Unglück!«, plappert der andere noch lauter nach.

Die Frauen kümmert das nicht. Längst haben sie sich an solche Szenen gewöhnt.

»Hören Sie, Frau Berg«, sagt Frau Dausewitter mit sanfter Stimme. »Unser Vermögen können wir bis an unser Lebensende sowieso nicht ausgeben.« Aufmunternd fügt sie hinzu: »Und eine sündhaft teure Marmorplatte mit güldener Inschrift bedeutet uns nichts. Wichtiger ist doch, dass wir zu Lebzeiten Not lindern, wo es geht.«

»Über finanzielle Probleme können wir uns gottlob nicht beklagen«, wiegelt Amalie ab. »Moshe und ich wissen Ihre Hilfe wirklich zu schätzen, aber es wird schon irgendwie gehen.«

Das irgendwie hinterlässt für Frau Dausewitter einen zu bitteren Beigeschmack. Sehr wohl ist ihr klar, dass alles, was das in Bedrängnis geratende Ehepaar Berg durch langjährige Arbeit auf die hohe Kante gelegt haben kann, niemals genügen wird, um den ausgebrannten Laden wieder gänzlich auf Vordermann zu bringen. Hinzu kommt die Verantwortung gegenüber den Zwillingen. Welches leichte Los hingegen hat ihr selbst das Leben beschert mit dem florierenden Unternehmen ihres Mannes, das der tüchtige in Adalberts Fußstapfen tretende Sohn seit Jahren gewinnbringend weiter führt. Sich ihre Verantwortung zu helfen ausreden zu lassen, kommt gar nicht in Frage. Für nächste Woche lade sie zum Kaffee ein. Dann könne man in Ruhe alle Einzelheiten klären.

Obwohl sie Frau Dausewitter in jeglicher Hinsicht vertraut, verschweigt Amalie ihre Fluchtpläne. Besser, es gibt möglichst wenige Mitwisser. Zum Abschied umarmen sich beide herzlich. Nur einer von ihnen ist bereits klar: Für immer wird dies die letzte Umarmung sein, die uns einander ein klein wenig Wärme spenden lässt in diesen eiskalten Zeiten.

»Die Juden sind unser Unglück!« Nach wie vor lassen sich die Knaben nicht

abschrecken, nur weil die Damen sie ignorieren.

10. Hoffnung und Verantwortung

»Wozu Menschen bereit sind, nur damit sie um jeden Preis ihr vermeintliches Recht erhalten!«, kommentiert Winfried Hansen Franz Kafkas Parabel über den Mann vom Land und dessen Auseinandersetzung mit dem Türhüter aus dem neunten Kapitel des »Prozess« mit einer Mischung aus Unverständnis für den Protagonisten auf der einen, Bewunderung für die Erzählung auf der anderen Seite. »Ich an Stelle des Mannes hätte dem Gesetz längst den Rücken gekehrt, statt so unnütz meine wertvolle Lebenszeit zu verschwenden.«

Als die beiden noch immer draußen unter der Laterne ihre Zeit zubringen, erhebt hinter dichten Wolken schon bald wieder die Sonne ihr Haupt. Obwohl sie bis auf die Knochen durchgefroren sind, macht es keinen Sinn mehr sich im Hotel einzubuchen. In etwas über einer Stunde fährt schon der nächste Zug nach Le Mans. Nach einem nur kurzen Aufenthalt geht es dann weiter über Angers und Nantes die Küste entlang Richtung Spanien. Eng nebeneinander hocken sie auf Junckers Koffern und unterhalten sich angeregt über die Erzählung, die sie beide schon durch früheres Lesen kennen und schätzen. Sie berichtet von einem bis an sein Lebensende geduldig vor einem Eingang auf den Zutritt zum Gesetz wartenden Mann. Über jenes Gesetz hatte dieser gehört, es sei ›jedem und immer zugänglich.‹[1] Ein Türhüter jedoch verwehrt ihm beharrlich über Jahre hinweg die Einkehr. Der Zeitpunkt des Ersuchens sei stets der verkehrte, wie er auf wiederholtes Fragen antwortet. Ferner verweist er auf die Existenz weiterer Türhüter im Inneren des Gesetzes. Diese wüssten den Zugang zusätzlich zu erschweren. Mit so erheblichen Hindernissen hatte der Mann nicht gerechnet. Als sich dessen Sterben ankündigt, stellt er dem Türhüter eine letzte Frage: Er möchte wissen, warum ›in den vielen Jahren niemand außer [.] [ihm] Einlaß verlangt‹[2] habe, worauf der Türhüter den besonderen Charakter des Eingangs verrät: Ausschließlich sei der für dieses eine wartende Individuum konstruiert worden. Weil mit dem Tod des Mannes auch die Aufgabe des Türhüters endet, kündigt der an: ›Ich gehe jetzt und schließe ihn.‹[3]

»Glaubst du wirklich, wenn es darauf ankäme, würdest du dich völlig anders verhalten?«, hakt Juncker, dem sich sofort die Quintessenz zu erschließen scheint, nach. Inzwischen haben sich Winfried und er auf vertrauliches Duzen geeinigt. »Bedenke doch, wie der Türhüter mit der Hoffnung des Mannes spielt. Menschen klammern sich nun mal zu gerne an Hoffnungen. Bekanntlich stirbt die Hoffnung immer zuletzt.«

»Du meinst, nur wenn der Türhüter von Anfang an jede Hoffnung in das Gesetz einzutreten zerstören würde, hätte der Mann eine reelle Chance sein Leben mit sinnvolleren Inhalten zu füllen?«

1 Vgl. Franz Kafka: »Der Prozess«, Frankfurt am Main 1958, Fischer Taschenbuch Verlag Gmbh, S. 156
2 Ebd.
3 Ebd.

»Präziser hätt ich es nicht auf den Punkt bringen können. Schließlich sagt der Türhüter anfangs: ›Es ist möglich [...], jetzt aber nicht.‹[4] Versorgt er damit die Hoffnung des Mannes nicht reichlich mit Nahrung? Folgt der Mann denn nicht der einzig logischen Schlussfolgerung, wenn er sich setzt und auf den richtigen Zeitpunkt wartet?«

»Nun«, entgegnet Winfried, »ich sehe das ein wenig anders, weil ich gerade versuche Parallelen zu uns herzustellen.«

Juncker versteht nicht. »Was meinst du mit Parallelen?«, fragt er neugierig. Mittlerweile verstehen sie sich ziemlich gut. Auf Anraten Winfrieds hatte Juncker seine Waffe in die Hecke geworfen. Vorher ließ er die Patronen in einem Müllbehälter verschwinden, damit beides in Kombination keinen Schaden anrichtet. Ungelesen war auch die Ausgabe des *Völkischen Beobachters*, mit der er sich seit Saarbrücken als vorbildlich informierter Volksgenosse getarnt hatte, entsorgt worden. Heinrich Juncker will sich ebenfalls nach Amerika absetzen. Da bereits mehrere seiner Freunde verhaftet worden waren, wird ihm die Luft in Deutschland zu dünn. Mit einer kleinen Gruppe Gleichgesinnter hatte er sich immer wieder für das plötzliche Erscheinen kritischer Literatur in der Öffentlichkeit verantwortlich gemacht. Die Nazis trieb das zur Weißglut. Sich selbst gefährdete er damit enorm. Winfried beeindruckt der Mut, den solch couragiertes Verhalten erfordert. Dagegen fühlt er mit seinem kleinen Roman sich ziemlich unbedeutend.

Genussvoll präpariert Juncker sein Pfeifchen. Hier an der frischen Luft stört es hoffentlich nicht, wenn er raucht. Dass Winfried bei der Gelegenheit von den wüsten von Panik angetriebenen Spekulationen erzählt, die ihn während der gestrigen Zugfahrt hatten kreidebleich anlaufen lassen, schmiedet beide noch fester zusammen. Heute vermögen beide darüber humorvoll zu lachen.

»Seit gestern sind wir voller neuer Hoffnung auf der Flucht, statt uns weiter hoffnungsvoll einem System auszuliefern, das mindestens so moralisch bankrott ist wie das Gesetz im ›Prozess‹«, knüpft Winfried wieder an die literarische Kontroverse an. »Bis gestern ging es zumindest mir so ähnlich wie dem Mann vor dem Eingang; aber gestern habe ich diesen Fatalismus überwunden, verstehst du?«

Juncker nickt. Er nimmt einen kräftigen Lungenzug.

»Auch *wir* wissen nicht, was uns erwartet, aber wenigstens ergreifen wir die Chance die Richtung zu wechseln. Das hat auch was mit Verantwortung zu tun, mit Eigenverantwortung«, führt Winfried sein leidenschaftliches Plädoyer fort. Während er so voller Inbrunst über Verantwortung doziert, erinnert er sich erneut an die Verantwortung eines Vaters gegenüber seinem Sohn. Um den Preis seiner Eigenverantwortung oberste Priorität einzuräumen, hatte er seine Verantwortung gegenüber Georg unwiderruflich negiert. Verhielt er sich damit wirklich so einwandfrei, wie er zunächst geglaubt hatte? Zweifel beginnen sich in sein Herz zu bohren. Ist Georg wirklich so verloren, wie er im ersten Zorn geurteilt hatte? Andererseits trägt der mit seinen dreiundzwanzig Jahren doch auch eine ordentliche Portion Eigenverantwortung, oder nicht? Wie bloß würde

4 Ebd. S.155

sich Angelika verhalten, wenn sie noch lebte? Seit langem ist Winfried zum ersten mal wieder den Tränen nah. Indem er mit noch mehr Energie zu überzeugen versucht, versucht er auch sich selbst zu überzeugen. Gerne würde er wie gewohnt alles verdrängen, doch wird ihm zu bewusst, welche Unmengen unbewältigter, tief in ihm gärender Trauer er zu verarbeiten hat:

»Wenn wir eine Hoffnung beerdigen, kann daraus auch neue Hoffnung gedeihen. Insofern hinkt die Redewendung von der zuletzt sterbenden Hoffnung. Verstehst du?«

»Hoffnung ist sozusagen nicht totzukriegen«, lacht Juncker. Durchaus glaubt er zu verstehen, was Winfried ihm vermitteln will. Dennoch ist Juncker von wenigstens einer Mitschuld des Türhüters am Unglück des Wartenden überzeugt.

»Außerdem«, Winfried ruft weitere wichtige Facetten in Erinnerung, »würde der Türhüter seine Existenz als Türhüter überflüssig machen, wenn er dem Mann von Anfang an jede Hoffnung raubte. Für wen sollte er denn danach noch wachen? Bedenke, der Eingang ist nur für diesen einen Menschen konzipiert. Davon abgesehen würde er als Angestellter des Gesetzes seine Loyalität gegenüber dem Gesetz verletzen. Aus welchem Grund sollte er das tun? Obendrein würde er den Wartenden dann sogar belügen. Denn die Möglichkeit einzutreten besteht ja tatsächlich.«

»Demnach befindet sich der Türhüter in keiner besseren Position? Also ist er ebenfalls Opfer? Opfer eines Gesetzes, in dessen Dienst er sich stellt?«, fragt Juncker skeptisch mit den Augen rollend. »Genau wie der Mann seinen Fatalismus überwinden kann, wie du selbst sagst, kann doch auch der Türhüter selbiges. Ich glaube, gerade er kann das viel leichter. Wahrscheinlich findet er problemlos eine andere Anstellung. Vielleicht eine, die seine Fähigkeiten viel weniger verkümmern lässt. Vielleicht als Türhüter vor einem Eingang, an dem täglich Tausende Einlass verlangen.« Juncker kratzt sich am Kopf. »Was seine Ehrlichkeit betrifft, muss ich dir recht geben«, gesteht er.

»Hilfloses Opfer ist keiner von beiden. Die Beziehung der Protagonisten zueinander würde ich als unheilvolle, auf Gegenseitigkeit beruhende Abhängigkeit bezeichnen: Im gleichen Maß, wie der Ehrgeiz des Mannes schwindet und er Resignation über sich siegen lässt, wächst die – scheinbare – Allmacht des Türhüters.«

Juncker will widersprechen. Er glaubt nicht, dass die Macht des Türhüters nur Folge einer verzerrten Wahrnehmung des Mannes ist. Ist nicht viel mehr die Unfähigkeit des Mannes besonnen zu agieren Resultat des dominanten Auftretens des Türhüters? Hält nicht er den Mann in einer Zwickmühle gefangen, in der jeder Unterschied zwischen vor und zurück verwischt, in der sowohl vor als auch zurück als unmöglich zu beschreitende Pfade wahrgenommen werden müssen? Fatalismus? Kann man jegliche Schuld an der Misere einem Fatalismus des Mannes zuschreiben?

Doch Winfried ist kaum zu bremsen: »Die entscheidende Frage lautet: Was folgt, wenn sich der Türhüter schlicht nicht den Wünschen des Mannes entsprechend verhält? Ganz gleich, ob man das als Schuld oder Mitschuld oder wie

auch immer bewerten mag, Verantwortung für die Entscheidung bis ans Lebensende auf das bisher Verwehrte zu warten trägt allein der Wartende. Ich denke, eine Weile zu warten, ob sich was ändert, ist ja legitim. Wenn sich aber nichts ändert, sollte man überlegen, ob die Gründe zu warten die Nachteile noch überwiegen. Mir selbst ist der unverkennbar Schwächere auch sympathischer. Aber Mitleid hilft ihm nicht weiter.«

Winfried und Juncker schweigen.

»Und welche Art der Hilfe hältst du für geeignet?«, fragt Juncker nach einer Weile.

»Kein anderer als er selbst kann ihm helfen. Indem er seine Passivität überwindet, die Entscheidung trifft, entweder dem Gesetz den Rücken zu kehren oder den Versuch zu wagen am Türhüter vorbei einzutreten, könnte er sich helfen. Allerdings würde das das Eingeständnis voraussetzen, dass nur die Schwäche seines eigenen Willens den Wächter so allmächtig wirken lässt.«

»Und wenn sich das, was den Mann nach einer Entscheidung erwartet, als um ein Vielfaches schlimmer herausstellt?«

»Was sollte schlimmer sein, als unter fruchtlosen Appellen zu zerbrechen? Außerdem weiß, wer Entscheidungen trifft, nie die Folgen vorwegzunehmen, auch wenn wir Menschen uns das oftmals anders wünschen würden.«

Auf der Suche nach einem Punkt zum Fixieren starrt Winfried gebannt in die Wolken. Auf der Suche nach einem Halt, den ihm auf Erden niemand zu spenden vermag. Wie oft schon hatte er selbst sich nach positiveren Resulaten seiner Entscheidungen gesehnt? »Damit muss man leben«, fügt er vor Bedauern tief seufzend hinzu.

11. Die Festnahme

Beim Einkaufen tuscheln die Leute hinter ihrem Rücken über sie. Irgendwer will wissen, dass sie ihre Enkel misshandele. Überhaupt solle man »die Judenbrut gefälligst vorsorlich unfruchtbar machen, damit sie nicht andauernd wie die Karnickel neuen Nachwuchs« produziere. Dabei hatte das vorlaute Fräulein Amalie höchstens einige Male in ihrem Leben flüchtig gesehen und noch nie auch nur eine einzige Konversation mit ihr geführt. Was bilden sich manche Menschen ein? Amalie Berg ist weder dumm noch schwerhörig, aber wem nützt es, wenn sie in der Öffentlichkeit mit wildfremden Personen Streit anfängt?

Da sie nicht mit leeren Händen bei den Hansens aufkreuzen möchte, besorgt sie einen guten Wein und etwas Obst.

Als sie auf den Hauseingang zusteuert, überkommt sie eine merkwürdige Vorahnung. Die ignoriert sie. Wenige Sekunden nach dem Betätigen des Klingelknopfs erscheint Georg. Über seinem Hemd trägt er Hosenträger in den schwarz-weiß-roten Reichsfarben. Amalie verbirgt ihre Abneigung gegenüber einem derart plumpen Versuch einen nicht vorhandenen Nimbus aufzupolieren.

»Guten Morgen, Georg«, versucht sie freundlich zu bleiben. »Groß bist du

geworden; oder muss ich etwa schon Sie sagen?«

Georg staunt nicht schlecht. Was sucht denn die Berg hier? »Nein, nein, selbstverständlich dürfen Sie mich duzen«, täuscht der junge Mann Höflichkeit vor.

»Ich würde gern mit deinem Vater eine Kleinigkeit besprechen. Ist er daheim?«

»Bitte treten Sie doch ein«, fordert er nicht ohne Hintergedanken: Bestimmt wird die drinnen wartenden Herren brennend interessieren, wer gerade nach seinem Vater fragt. In der Diele nimmt er ihr den schweren Mantel ab. Mit einer Handbewegung bedeutet er ihr vorzugehen. Als er nach ihr in die Küche tritt, bleibt er im Türrahmen stehen, wodurch er jede Fluchtmöglichkeit versperrt.

»Frau Berg.« Er stellt den Besuch seinen Gästen vor. »Die Jüdin«, betont er, »möchte wissen, ob mein Vater zugegen ist.« Gemächlich wandert ein schelmisches Grinsen über sein volles Mondgesicht.

»Interessant«, stellt ein schlanker sie bedrohlich musternder Herr fest. Amalie schätzt ihn auf etwa Anfang Fünfzig. Offensichtlich gehört er zur Polizei, zur Gestapo oder zur SS oder zu sonst einem der vielen Arme, von denen der nationalsozialistischen Krake permanent neue wachsen. Seine Gesichtszüge wirken markant. Der Blick seiner froschgrünen Stielaugen durchbohrt Amalie förmlich. Betont lässig lehnt er sich rauchend gegen die hellblau geflieste Küchenzeile, auf der gerade ein Uniformierter Kaffee aufbrüht. Rücksichtslos, nicht versehentlich, sondern durchaus kalkuliert bläst er ihr seinen Qualm ins Gesicht. Ekel übermannt sie, doch traut sie sich nicht zu protestieren. Schon lange ist das dreckige Geschirr nicht mehr gespült worden. Amalie läuft ein eiskalter Schauer über den Rücken, als sie sieht, wie hoch sich dieses teils schon mit Schimmel behaftet in der Spüle stapelt.

Sie sitzt in der Falle, so viel beginnt sie zu begreifen. Aus dem Fenster fliehen scheint aussichtslos zu sein. Ehe sie dort angelangt sei, hätte sie längst einer der zwei in Rabenschwarz gekleidetenen Schergen gepackt. Gedankenlesend weist deren Dienstherr Amalie auf die Sinnlosigkeit eines solchen Versuchs hin. Mit gekünstelt freundlicher Stimme weist er ihr einen Platz am Küchentisch zu. In aller Ruhe platziert er Tassen auf der unappetitlichen, gelblich-bräunlichen Tischdecke, auf der ein buntes Spektrum nicht mehr identifizierbarer Nahrungsreste angetrocknet zu sein scheint. Auch für Amalie gießt er vom pechschwarzen Gebräu ein. Ihr dreht sich der Magen um. Keinen Tropfen will sie davon anrühren.

»Milch und Zucker?«, fragt er, als sei es das eigene Heim, wo er den großzügigen Gastgeber mimt.

Amalie antwortet nicht.

»Wollen Sie uns nicht berichten, was Sie an diesem wunderschönen Morgen mit Herrn Hansen zu besprechen gedenken?« Herausfordernd starrt er ihr ins Gesicht. Sie weicht seinem Blick aus. Wieder einmal regnet es, wie sie an den gegen die Fensterscheibe trommelnden Tropfen erkennt. Was bloß mag Win-

fried Hansen zugestoßen sein? Georg rührt sich nicht vom Fleck. Pflichtbewusst bewacht er weiter die Tür.

»Mein Name ist übrigens Ollrich.«

Amalie durchfährt es wie ein Blitz. Den Namen hatte sie doch kürzlich erst gehört. In einem alles andere als positiven Zusammenhang.

»Ich hatte mich noch gar nicht vorgestellt.« Auch ihr reicht er nicht die Hand. Hautkontakt meidet er so gut es geht und zu Juden ganz besonders. Amalie hüllt sich in Schweigen. Name ist Schall und Rauch.

»Und Sie sind also Frau Berg?«

Eine Antwort bleibt aus.

»Sind Sie etwa verwandt mit einem Herrn Moshe Berg?« Der Spürnase entgeht nicht, wie neuerlich ein heftiges Zucken die trotzige Jüdin erschüttert. »Sie müssen wissen, diesen Herrn Moshe Berg habe ich erst gestern in meinem Büro sitzen gehabt.«

Weit reißt es Amalies Augenbrauen in die Höhe. Sie verliert die Kontrolle über ihre Mimik. Fest presst sie die Lippen aufeinander. Sehr wohl weiß der Experte die verräterische Sprache ihres Körpers zu deuten. Amalie fängt an zu zittern. Wie als spule man vor ihr einen Film ab, sieht sie den Mann, den sie liebt, den fürsorglichen Vater ihrer Kinder, wie er geschlagen und gedemütigt nach Hause gekommen war.

»Und wissen Sie, was dieser Moshe Berg mir Spannendes zu berichten hatte?« Hämisch lacht er sie an. »Ich verrate es Ihnen: Er hat sein eigenes Geschäft angezündet.«

Mit einem Ruck fährt sie vom Stuhl hoch. »Das ist nicht wahr; Sie lügen!« Sofort lässt sie sich wieder sacken. Ihre Gelenke fühlen sich an wie betäubt.

Ollrich hat sie, wo er sie haben will: »Womit wir schon mal einen Schritt weiter wären.« Demonstrativ durch die Nase blasend, ein leichtes Kopfschütteln andeutend, zwischendurch mit der Zunge schnalzend inszeniert er seine Überlegenheit. »Da wir nun Ihre Identität geklärt hätten, können Sie uns getrost verraten, wie Sie zu Herrn Hansen in Beziehung stehen. Oder glauben Sie, ich bekäme nicht auch das noch im Handumdrehen heraus? Sind Sie miteinander befreundet?«

»Mein Vater hat die Bergs in den höchsten Tönen gelobt.« Ungefragt mischt sich Georg ein. »Er hat gesagt, sie sind anständige Leute. Können Sie sich das vorstellen?« Empört stemmt er die Hände gegen die Hüften. Dabei verzieht er abfällig das Gesicht. »Aber Sie sehen ja selbst, wie anständig sich diese Juden gegenüber Ihnen ...«

Ollrichs mahnende Miene bringt ihn zum Verstummen. Vor Ehrfurcht erschaudert er. Die Methoden des Fachmanns bewundert er. Vielleicht bringt er selbst es eines Tages so weit. »Finden Sie das denn nicht verdächtig?«, stammelt er eingeschüchtert.

Ollrich ignoriert den vorlauten Flegel. Das, was der mitteilt, ist zwar nicht

belanglos, aber besser schenkt man ihm nicht allzu viel Aufmerksamkeit.

»Wie schaut´s aus?«, wendet er sich wieder seinem Opfer zu, an dessen Angst er sich gerade so hübsch weidet. »Reden Sie endlich?«

Kein Wort bringt Amalie heraus. Selbst wenn sie etwas sagen wollte, gelänge es ihr nicht. Ihre Lippen fühlen sich an wie zugenäht. Ollrich nippt am Kaffee. Der schmeckt bestialisch. Und als solle Amalie nicht nur für ihre Sprachlosigkeit, sondern für den verdorbenen Genuss des Kommissars gleich mit büßen, langt dieser flink über den Küchentisch. Eine schallende Ohrfeige verpasst er ihr. Sie registriert sie kaum, so unwirklich kommt ihr alles vor. Noch nie in ihrem Leben war sie geschlagen worden. Erst mit Verzögerung überwindet der Schmerz die Verblüffung. Vergeblich wollen Tränen in ihre Augen steigen. Sie unterdrückt sie. Keine zusätzliche Blöße soll sie noch verwundbarer erscheinen lassen.

Hinter vorgehaltener Hand kann sich Georg das Lachen nicht verkneifen. Insgeheim hofft er, der Kommissar möge sie windelweich prügeln. Nicht ungern würde er ihn dazu anfeuern oder sogar selbst die Fäuste fliegen lassen. So weit reicht sein Mut dann allerdings doch nicht.

»Sie kommen mal mit nach nebenan«, kommandiert der Kommissar Amalie nachdrücklich herum. Als sie nicht augenblicklich pariert, reißt man sie unsanft an den Haaren hinauf. Einer der Schwarzkittel stößt sie in den Rücken und schubst sie an Georg, der von ihrem Anblick angewidert auf den Boden spuckt, vorbei über den Flur in das Schlafzimmer des vermissten Hausherrn. Ihr ist es alles andere als angenehm, so tief in die Privatsphäre Winfried Hansens einzudringen. Auf dem Schreibtisch steht ein eingerahmtes Foto, auf dem Amalie unschwer die komplett vereinte Familie Hansen erkennt. Zum Zeitpunkt der Anfertigung hatte Angelika Hansen noch gelebt. Amalie hatte Winfrieds Ehefrau, Georgs Mutter, sehr gemocht – ein herzensguter, höflicher und hilfsbereiter Mensch. Als sie viel zu jung an den Folgen schwerer Erkrankung verstarb, hatte es Winfried das Herz gebrochen. Auch Georg musste der Schicksalschlag schwer zugesetzt haben. Würde er sich sonst heute so unbarmherzig verhalten? Trotz allem empfindet Amalie so etwas wie Mitgefühl für den Jungen.

»Was könnte Herr Hansen dort versteckt haben?« Ollrich deutet auf ein verdächtiges Loch in der auf Kopf gedrehten Matratze. Daneben liegt noch das Messer, mit dem Winfried kurz vor seiner Flucht den einst sorgsam angelegten Hohlraum bedenkenlos zerwühlt hatte. Unwissend hebt Amalie die Schultern.

»Sie lügt, Herr Kommissar. Die Jüdin lügt wie gedruckt«, keift Georg erregt. »Gib´s doch zu, du Judenhexe. Du steckst mit meinem Alten unter einer Decke!«

»Halten *Sie* jetzt mal die Luft an.« Ollrich gibt zu verstehen, dass er keinen Ermittlungsgehilfen benötigt.

Bevor er gehorcht, hält es der Gemaßregelte für angemessen möglichst soldatisch zu salutieren, wobei er seinen gut genährten Bauch wie so oft als hinderlich erlebt. »Jawohl, Herr Kommissar«, versichert er kurz und knapp.

Beherzt schiebt er noch ein zackiges »Heil Hitler!« hinterher. Da er statt seiner Knobelbecher nur schweißdurchtränkte Strümpfe trägt, verzichtet er auf das obligatorische Knallen mit den Fersen. Dass den Kommissar beeindruckt, wie untertänig Georg sich gebärdet, muss dieser nicht glauben. Ollrich reagiert nicht auf die als peinlich empfundene Art, mit der sich der Bengel in den Vordergrund spielt.

»Frau Berg, kommen Sie doch zur Vernunft«, umgarnt Ollrich die verlorene Seele, von der er ahnt, jeden Augenblick müsse alles ungefiltert aus ihr heraussprudeln. »Seit dem gestrigen Vormittag ist Herr Hansen spurlos verschwunden. Laut Aussage seines Sohnes hat er sich davor lautstark mit ihm über Sie gestritten.«

Über mich? Angestrengt denkt Amalie nach. Blufft der Beamte? Georg, um Haltung bemüht, fühlt sich durch seine Erwähnung in einem nicht unwesentlichen Sachverhalt wichtig. Mit den Daumen zieht er seine Hosenträger in die Länge. Stolz lässt er sie gegen die Brust schnellen. Wieder erntet er von Ollrich giftige Blicke.

»Er muss ein verdammt schlechtes Gewissen haben. Ich vermute, er versucht sich ins Ausland abzusetzen. Was wissen Sie darüber?«

Plötzlich bricht Amalie ihr Schweigen. Ein winziger Hoffnungsschimmer verleitet sie zu glauben, sie könne sich noch retten. »Wenn ich etwas darüber wüsste, würde ich dann so töricht sein und mich hier blicken lassen?«, antwortet sie mit einer Gegenfrage.

Ollrich lässt ihre Einlassung erst mal auf sich wirken. In seinem Kopf arbeitet es. Nickend zollt er ihr Anerkennung. Durchaus ist sie gewieft. Aber eben nicht gewieft genug. Mit seiner fatalen Mischung aus Peitsche und Zuckerbrot nimmt er sie in die Zange:

»Nun rücken Sie raus mit der Sprache. Weit kann er nicht sein. Meiner Erfahrung nach schnappen wir ihn noch.« Er selbst glaubt längst nicht mehr daran. »Und dann wird er sowieso alles ausplaudern. Glauben Sie mir; ich habe Mittel und Wege.«

Amalie spürt noch den brennenden Schmerz, den der Schlag auf ihre Wange verursacht hat. Bestimmt werden sie Winfried Hansen noch weniger zimperlich behandeln.

»Wenn Sie aber kooperieren«, stellt Ollrich in Aussicht, »könnte ich möglicherweise gewisse Vorteile für Sie erwirken.« Er wartet auf eine Reaktion. Als die ausbleibt, beschließt er sie an empfindlichster Stelle zu treffen: »Eventuell lässt sich sogar der Arrest Ihres Gatten ein wenig lockern.« Deutlich sieht er ihr an, wie sie gegen die unabwendbare Kapitulation kämpft. Sie wird reden, ob sie will oder nicht. »Sie sind doch nicht dumm.«

Amalie macht den größten Fehler ihres Lebens: In trügerischer Erwartung, es werde ihr nicht schaden, gibt sie die Wahrheit kund.

»Ich habe etwas Wein und Obst für Herrn Hansen mitgebracht.« Unbeholfen stotternd leitet sie ihre Ausführungen ein. »Auch für Georg«, ergänzt sie. Traurig schaut sie den jungen Hansen an. »Das hätte ich doch nicht, wenn ich

von dem Verschwinden ...«

»Stecken Sie sich Ihre Mitbringsel sonstwo hin«, faucht Georg sie hasserfüllt an. »Von Juden nehme ich nichts an. Wahrscheinlich wollten Sie meinen Vater damit ins Bett kriegen.«

Mit einer unmissverständlichen Geste verlangt der Ermittler von seinen Handlangern die Entfernung des Störenfrieds aus dem Zimmer. Dieser Trottel zerstört noch alles, was gerade mühselig erreicht worden war. Natürlich findet der sich damit nicht gleich ab. Aber gegen die muskulösen Männer mit den Totenkopfmützen weiß er wenig auszurichten.

»Sprechen Sie ganz ruhig weiter. Wir sind jetzt ungestört.« Gekonnt verleiht Ollrich seiner Stimme einen herzerwärmenden Singsang, mit dem er ihre Wahrnehmung blendet.

»Ich wollte Herrn Hansen bitten, uns, also meinen Mann und mich, ein wenig zu unterstützen.«

Bevor Ollrich ihr überstürzt ins Wort fällt, mahnt er sich zur Geduld. Jetzt nur nicht zu sehr wühlen! Erfahrungsgemäß geht dann schnell der Schuss nach hinten los.

»Vielleicht durch ein gutes Wort, das er für uns bei der Partei einlegt.« Erst kürzlich hatte sie Moshe vor der Unberechenbarkeit solcher Verhöre gewarnt. Jetzt verhält sie sich nicht weniger beklagenswert.

»Wobei erhofften Sie sich Unterstützung?« Vorsichtig tastet sich der erfahrene Kriminalist voran.

»Sie wissen doch von dem Brandanschlag auf unser Geschäft in der Eckhardtstraße.«

Jetzt geht es ans Eingemachte. Mitgefühl suggerierend nickt Ollrich. In Zeitlupe, um ihren kostbaren Redefluss nicht zu unterbrechen, greift er nach seinem Notizblock, damit er ein Geständnis, das er wittert, unverzüglich dokumentiert. Er freut sich schon darauf, wie er ihr das Schriftstück unterschriftsreif unter die Nase halten wird. Ist also auch Winfried Hansen mit in das schäbige Verbrechen der Juden involviert? Ollrich selbst glaubt inzwischen an einen Wahrheitsgehalt der eigens konstruierten These.

»Moshe und ich«, fährt sie bereitwillig fort, »haben uns erhofft, dass die ständigen Angriffe auf uns aufhören, wenn Herr Hansen die Partei überzeugt, dass wir Bürger des Dorfes sind – so wie alle anderen.«

Wie rührselig! In Gedanken wünscht der Beamte dem Ungeziefer, als das er die Bergs betrachtet, noch weitaus Schlimmeres an den Hals.

»Ansonsten kennen wir Herrn Hansen nur von früher. Ich war damals mit seiner Frau befreundet, bevor sie starb. Von seinem Verschwinden höre ich gerade erstmals durch Sie.«

Tiefe Furchen ziehen sich durch die Stirn des Grübelnden. Am knallroten Hals zeichnen sich dick angeschwollene Adern ab.

»Und nicht wir haben unser Geschäft angezündet. Das müssen Sie uns glau-

ben. Mein Mann hat doch gesehen, wer es war.«

Ollrich schäumt vor Wut. Davon, dass die Brandstiftung einer landesweiten gegen die Juden gerichteten Kampagne die Krone aufgesetzt hatte, will er nichts hören. »Wir sind hier nicht in der Märchenstunde!«, mault er Amalie an.

Ihr fährt der Schreck durch sämtliche Glieder. Restlos verliert Ollrich die Beherrschung: Donnernd saust seine Faust zuerst auf den Schreibtisch, dann direkt in ihr Gesicht. Er boxt sie in den Magen, bis sie schmerzverzerrt zu Boden sackt. So sehr hat er sich doch auf das schöne Geständnis gefreut. Es hätte die Eintrittskarte der Bergs ins Konzentrationslager bedeutet. Noch nie hatten seine Ermittlungsergebnisse zur Deportation von Juden geführt. Wie soll er das vor seinen Vorgesetzten rechtfertigen? Bei denen bettelt er doch schon seit Jahren immer wieder um Beförderung.

»Na warte, du Judenflittchen. Aus dir werde ich schon noch mein Geständnis herausquetschen.« Die SS muss ihn bremsen. Womöglich würde er Amalie sonst zu Tode prügeln. »Bürger des Dorfes wie alle anderen«, äfft er sie nach.

Amalie verliert das Bewusstsein.

»Ihr Juden seid schlimmer als Ratten. Die Pest tragt ihr uns ins Dorf. Die Partei überzeugen – dass ich nicht lache!« Geifernd lässt Ollrich sie in Gewahrsam nehmen. Sobald sie einigermaßen zu sich kommt, wird er seine Beute erneut verhören. Voller Vorfreude reibt er sich die Hände.

12. Moshe spielt Normalität

Moshe versucht sich mit der Situation zu arrangieren. Die Zeit, die er gezwungen zuhause verweilt, nutzt er sinnvoll, indem er sich intensiv um seine Enkel kümmert. Schon seit einiger Zeit – wie lange, weiß er nicht genau – sitzt er vor der Wiege und summt Melodien. Traditionelle Melodien. Als er klein gewesen war, hatte sein eigener Großvater ihm diese Melodien vorgesungen. Sporadisch gelingt es Moshe sogar einzelne Textpassagen einzuflechten. Wenn er sich auch sonst zu singen geniert – vor seinen Kindern fühlt er sich weniger peinlich berührt. Zumindest so lange sie sich noch nicht lauthals beschweren. Mit ihren großen dunklen Knopfaugen schauen sie ihn neugierig an. Sie scheint zu freuen, was der Opa vorsingt. Vergnügt glucksen sie und versuchen mit ihren tapsigen Händchen nach seiner Nase zu greifen, wenn er sich einen Spaß daraus macht, sich über die Wiege zu beugen, wobei er mit einer Kordel, an der er bunte Glasperlen befestigt hat, vor ihnen herumpendelt. Auch das hat er von seinem eigenen Großvater gelernt.

Zur gleichen Zeit verscherbeln einige Plünderer Teile seiner Kostbarkeiten aus der Eckhardtstraße zu Spottpreisen auf dem Markt. Davon wie von dem, was sich im Haus der Hansens ereignet, bekommt der Isolierte nichts mit.

13. Vorbildliches Betragen und die Begleichung alter Rechnungen

»Und wie habt ihr reagiert?« Besorgt tätschelt Barbara Wollruth die Wangen

ihres Sohnes. »Ich meine, ihr müsst doch schockiert gewesen sein.« Was der hatte ansehen müssen! Furchtbar!

»So schlimm war es auch wieder nicht«, beschwichtigt der vierzehnjährige Ferdinand. »Sie haben sich doch nur freundschaftlich umarmt.«

»Untertreib nicht.« Mahnend hebt Barbara den Zeigefinger. »Die Juden sind unser Unglück«, belehrt sie ihn mit strenger Stimme. Abnötigen muss sie ihm das Versprechen sich das zu merken weiß Gott nicht. Wie häufig man derlei Sprüchlein allerorten rauf und runter betet, ist ihrem Sohn nicht verborgen geblieben – nicht ohne auch bei ihm die gewünschte folgenreiche Wirkung zu entfalten: Wie er gemeinsam mit dem Kameraden Hans Esselmann aus der Parallelklasse die Frauen Dausewitter und Berg mit Steinchen beworfen hatte, erzählt er mit funkelnden Augen. Unbedingt muss er gleich morgen seiner Musiklehrerin, Frau Kartbach, mit der sie immer so witzige Lieder über die Juden singen, davon erzählen. Die wird staunen.

»Und ›die Juden sind unser Unglück‹ haben wir gerufen, immer wieder und ganz laut«, verkündet er stolz in Erwartung eines dicken Lobes. Dass sie die Frauen nicht verschreckt hatten, erwähnt er mit keiner Silbe. Auch dass sie einen Sicherheitsabstand gewahrt hatten, der es erlaubte jederzeit flott die Beine in die Hand zu nehmen, sowie dass er sich erst getraut hatte, nachdem furchtlos der Freund den Anfang gemacht hatte, verschweigt er lieber. Daher lässt die Belohnung nicht lange auf sich warten: Überraschend verspricht die Mutter fürs kommende Wochenende einen Ausflug zum zoologischen Garten nach Eheringsfeld. In Ermangelung finanzieller Mittel hatten sie diesen zuletzt vor mehreren Jahren besucht. Damals plagte Rudolf Wollruth noch nicht die Arbeitslosigkeit. Ferdi, wie sie den Jungen liebevoll nennt, hängt ihr seitdem in den Ohren, er wolle so gern noch einmal die vielen Elefanten mit ihren lustigen Schlappohren sehen. Da sich der Junge so sehr für die gute Sache einsetzt, verdient er etwas Schönes. Ihm mit etwas Außergewöhnlichem die Jugend zu versüßen, kommt sowieso viel zu selten vor, weil meist alle Attraktionen ans liebe Geld gekoppelt sind.

Selten fühlt sich Barbara so glücklich wie heute. Schon lange wartet sie auf eine günstige Gelegenheit den Dausewitters was ans Zeug zu flicken. Bevor der Führer mit seiner Partei die Macht erstritt, hatte nämlich der Unternehmer Adalbert Dausewitter hochmütig und unter fadenscheinigem Vorwand die Entlassung ihres Gatten erwirkt. Zwar hatte schon damals im Betrieb der Junior das Sagen gehabt, doch wenn der Alte laut genug pfiff, wagte der Sohnemann selbstverständlich nicht aus der Reihe zu tanzen. Angeblich hielt er Rudolfs damals noch weniger verankerte nationalsozialistische Gesinnung für unvereinbar mit dem christlichen Menschenbild, das er zu pflegen behauptete. Seitdem hängt Ferdis Vater völlig wesensverändert daheim herum, wo er die Nerven seiner Frau strapaziert: Ständig trinkt er. Hat er erst zu tief ins Glas geschaut, so neigt er zu theatralischen Selbstanklagen. Während derer verlangt er immerzu Zärtlichkeiten, wovor sie sich ekelt. Glücklicherweise vervollkommnet er das Pech der Familie nicht noch durch Gewalttätigkeiten. Ob er sich wenigstens am Wochenende beim Ausflug am zusammenreißt?

Zwar hatte, wie Ferdi behauptet, Frau Dausewitter die Jüdin »nur freundlich

umarmt«, was eigentlich zur Erregung allgemeiner Empörung genügt, aber wen stört schon, wenn man das ein kleines bisschen zur gleichgeschlechtlichen Affäre aufbläst? Wo es doch dem guten Zweck dient? Was wohl die Partei zu einem so exotischen Verstoß gegen die Nürnberger Gesetze sagen wird? Vielleicht befördert eine Hausdurchsuchung auch noch die ein oder andere Schattenseite des werten *Herrn* Dausewitter ans Tageslicht. »Damit hast du nicht gerechnet, alter Menschenschinder«, leise kichert Barbara vor sich hin, »dass sich der Wind hierzulande eines Tages dreht.«

Allen knurrt der Magen. Zur Feier des Tages soll es Semmelknödel mit Kraut geben – das Leibgericht ihres mutigen Ferdi. Ausnahmsweise will sie ihrer Familie auch ein deftiges Stück Fleisch gönnen. Aber vorher hängt sich Barbara voller Schadenfreude ans Telefon.

14. Treten und buckeln

Amalie erwacht aus ihrer Ohnmacht. Am eigenen Leib spürt sie nun, was sich noch um ein Vielfaches inhumaner gestaltet, als sie es Moshes Schilderungen entnehmen konnte: Nur wenig Zeit bleibt ihr, um sich in der tatsächlich unerträglich miefenden Zelle zurechtzufinden. Ein paar Minuten später zerren etwa drei oder vier bislang unbekannte Personen – wie viele exakt registriert sie nicht – das immer noch benommene, jetzt unter rasendem Kopfschmerz leidende Häufchen Elend über einen langen Flur an mehreren Büroräumen vorbei. Nicht alle Türen sind geschlossen. Hinter einer sperrangelweit geöffneten unterbricht eine Frau um die Vierzig für Sekunden ihr emsiges Tippen. Kurz schaut sie auf. Nicht einmal ein gelangweiltes Schulterzucken widmet sie dem vorbeiziehenden Tross. Mit maskenhafter Miene steigt sie wieder in die monotone Rhythmik ihrer Schreibmaschine ein. Schwindel lässt in Amalies Kopf wild tanzend unangenehm flimmernde, kreiselnde, rote, gelbe, violette, grüne, blaue Lichter aufflackern. Zwischendurch wird ihr schwarz vor Augen. Immer wieder droht sie zusammenzubrechen. Trotzdem bekommt sie mit, wie ein junger Mann brutal zusammengeschlagen wird. Niemand versucht das zu kaschieren. Belustigt erzählt ihr eine bekannte Stimme, dass dieser dabei erwischt worden sei, wie er vorige Tage bei einer Bücherverbrennung still und heimlich versucht habe, ein Buch zur Rettung vor dem verdienten Flammentod unter seinem Mantel verschwinden zu lassen. Unverkennbar gehört die Stimme Kommissar Ollrich. Unverkennbar lässt der es sich nicht nehmen, eigenhändig einige Hiebe auszuteilen. Der Junge hat keine Chance. Während er verprügelt wird, halten ihn Uniformierte an den Handgelenken fest. Als Amalie zu sich kommt, sieht sie, wie stark er schon aus Mund und Nase blutet.

»Was geschieht denn jetzt mit ihm?«, fragt sie besorgt. Irgendwer verbiegt höchst schmerzhaft die Hände auf ihrem Rücken. Kurz kreischt sie auf. Schweiß rinnt ihr von der Stirn ins Gesicht. Schon wieder ist da dieser Schleier, der sich wie ein Vorbote drohender Bewusstlosigkeit auf ihre Lider legt und rundherum alles in Nebel hüllt.

»Na was schon?« Gelächter tönt von allen Seiten in ihre Ohren. »Unters Fallbeil kommt er. Was sonst?«, verkündet Ollrich lautstark.

»Aber er ist doch fast noch ein Kind.«

»Er ist neunzehn Jahre alt und ein Verbrecher«, herrscht Ollrich sie an. »Im Übrigen weiß er genau, was er tut.«

Der, über den sie sprechen, erzittert am ganzen Leib. Bei jedem Röcheln trieft ihm der dunkelrote Saft seines kostbaren, in naher Zukunft endgültig versiegenden Lebens aus fast allen Poren, so scheint es. Doch bevor man ihn vor der Öffentlichkeit verborgen still und heimlich in irgend einer finsteren Nacht aus dem Weg räumt, wird er noch einen Prozess vor dem so genannten Volksgerichtshof ertragen, in dessen Rahmen ihm eifrige eitle Juristen zersetzenden Verrat am Volkskörper vorwerfen werden. Sie werden eine Propagandaveranstaltung allererster Güte zelebrieren. Ob der Junge schon so detailliert über sein nahendes Schicksal Bescheid weiß? Amalie weiß, wie man mit Menschen verfährt, von denen es heißt, sie seien »Verbrecher«. Wie oft schon hatte sie vor einem dieser roten die Urteile von den Litfasssäulen schreienden Plakate gestanden!

Ein Mann im weißen Kittel misst den Blutdruck des Jungen. Der Zustand sei stabil, stellt er zur Zufriedenheit der Prügelpolizisten fest. Damit das so bleibe und die Verhandlungsfähigkeit nicht gefährdet werde, rate er zu einer Erholungspause von ein bis zwei Tagen, in der keine weiteren Schläge verabfolgt werden sollten.

Ollrich schließt sein Büro auf. »Lassen wir uns nicht weiter von Ihrem nicht weniger verbrecherischen Verhalten ablenken.«

Amalie schubst man hinein. Mit einiger Geschicklichkeit gelingt es ihr nicht zu stolpern. Als sie unfreiwillig gegenüber Ollrichs Schreibtisch Platz nimmt, fällt ihr Blick auf das pompöse Porträt des Führers an der Wand. Beinahe väterlich schaut dessen Gesichtsausdruck aus. Ein unter dem winzigen Bart angedeutetes ebenso winziges verschmitztes Lächeln lässt die dämonische Wirkung der blitzenden Augen fast vergessen. Ein bisschen erinnert es Amalie an das Lächeln der Mona Lisa auf dem Gemälde Leonardo da Vincis. Dass es sich bei dem Mann – dem Führer, nicht dem talentierteren der beiden Maler – um den Vordenker einer derart gewaltverherrlichenden Ideologie handelt, möchte sie angesichts der vermittelten anmutigen Harmlosigkeit am liebsten verneinen. Höchst ungern will sie sich erinnern, wie viele Menschen ihm bereitwillig folgen.

»Sie dürfen raten, wer gestern dort gesessen hat, wo jetzt Sie sitzen.« In vollen Zügen kostet Ollrich seine Macht aus.

Wieder findet Amalie keine der Situation angemessenen Worte.

»Glauben Sie mir, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl wird es von nun an noch weitaus schlechter ergehen. Es sei denn ...« Sein Gesicht versteinert sich. Das Kinn stützt er auf die zur Faust geballten Knöchel der linken Hand. Mit den Fingern der anderen trommelt er ungeduldig auf dem Schreibtisch herum. Lange hält Amalie seinem bösartigen Blick nicht stand. Er liebt es wie der Kater mit dem Mäuschen zu spielen.

»Es sei denn«, wiederholt er, »Sie kommen endlich zur Vernunft.«

Schlimmeres als geschlagen zu werden kann ihr so oder so nicht mehr geschehen. Zumindest glaubt sie das. Schnell zieht Ollrich die Daumenschrauben an:

»Falls Sie sich weiter so störrisch aufführen, werde ich noch heute Ihren Mann verhaften lassen.« Dass er das ohnehin beabsichtigt, und dass sie daran rein gar nichts mehr zu ändern vermag, muss er ihr ja nicht auf die Nase binden. Seine Stimmung ist im Keller. Ein jüngerer Kollege, ein Dilettant, völlig ungeeignet für eine so anspruchsvolle Aufgabe, hat ihm vor der Nase einen Fall weggeschnappt. Eine Unverschämtheit, denn besagter Fall betrifft mal wieder die Bergs. Eindeutig fällt die Angelegenheit damit in Ollrichs Zuständigkeit. Amalies stagnierende Vernehmung ödet ihn an. Er greift zum Äußersten – der Drohung mit Deportation:

»Für Ihre Überführung ins Konzentrationslager werde ich mich dann persönlich stark machen; verlassen Sie sich darauf.« Gut kann er sich ein Interesse seines Vorgesetzten Bielfeld an dem Haus vorstellen, in dem die Bergs bislang noch wohnen. Ein Jammer wäre es doch, den Wert weiterhin durch diese Untermenschen mindern zu lassen, überlegt er die Vorteile auslotend. Bestimmt wird man es ihm auf angemessene Weise danken, wenn er sich so vorbildlich für die Arisierung des Hauses einsetzt. Während er sich über sein erfolgversprechendes Vorhaben freut, packt Amalie blankes Entsetzen: Was nur wird aus den Kindern, sollte dieser Mensch seine Drohung in die Tat umsetzen?

»Ich habe Ihnen doch gesagt, was ich weiß.« Kaum Kraft kann sie noch mobilisieren; ihre Widerstandsfähigkeit bröckelt.

Überraschend zückt Ollrich einen ihr nicht unbekannten braunen Briefumschlag. Ganz vergessen hatte sie den. Zornig klatscht er ihn vor ihr auf die Tischplatte. Wegen ihrer tiefen Ohnmacht hatte sie nichts von der Leibesvisite mitbekommen, bei der die fünfhundert Reichsmark in die Hände der Verfolgungsbehörde fielen.

»Wollen Sie sich gefälligst dazu äußern?«, schreit er sie an. Bevor er sich zu ihr hinüberbeugt, um auf dem Schreibtisch den Handkantenschlag anzuwenden, schleudert er mit Schwung seinen Sessel gegen den metallischen Aktenschrank. Erst läuft er danach zwei bis drei mal hektisch auf und ab. Während mindestens einiger hundert Verhöre innerhalb seiner siebzehn Dienstjahre konnte er die bewährte Choreografie perfektionieren.

»Jeder vernünftige Mensch bewahrt sein Geld in einer Geldbörse auf. Warum spazieren *Sie* mit so viel konspirativ verstauter Knete zum flüchtigen Hansen? Das stinkt doch förmlich nach Verbrechen.« Ihn wurmt, dass er sich noch immer nicht zusammenreimt, was Winfried Hansen mit den Bergs verbindet.

»Das Geld ist beschlagnahmt. Das leuchtet Ihnen ja wohl ein«, bestimmt er siegesgewiss. »Schließlich muss ich davon ausgehen, dass wir es mit Schweigegeld zu tun haben. Wahrscheinlich hat der Hansen von Ihrem Betrug mit der Brandstiftung was mitbekommen. Hat er Sie erpresst?« Der Gedanke gefällt Ollrich. Er an Winfried Hansens Stelle würde mit Sicherheit versuchen aus einer solchen Gelegenheit Kapital zu schlagen. Ungeachtet jeder Absprache würde er

die Bergs anschließend trotzdem verpfeifen.

Empört über die Wiederholung der komplett aus der Luft gegriffenen Unterstellung will Amalie etwas entgegnen. Ollrich ist das egal. Er übertönt sie einfach:

»Als Sie ihn dann zum Zweck der Bestechung aufsuchen, ist der Vogel zu Ihrem Pech schon ausgeflogen. Weshalb, werde ich noch herausfinden.«

Amalies Beteuerung, sie habe das Geld zum Fundamt bringen wollen, hört er sich gar nicht erst an. Jedes Wort, das der Mund dieser Jüdin formt, hält er für Lüge. Auf die bereits vertraute unsanfte Weise lässt er sie zurück in ihre Zelle bugsieren. Schnellstmöglich will er sich um die Festsetzung des Herrn Moshe Berg kümmern.

15. Der lange Arm des Gesetzes

In Schrittgeschwindigkeit nähert sich ein Wagen dem Anwesen Adalbert Dausewitters. Am Steuer sitzt der sechsunddreißigjährige Ermittler Martin Horn. Wie viele der Kollegen hofft er in naher Zukunft Ollrichs Nachfolge anzutreten. Glaubt man Gerüchten, sitzt Ollrich nämlich derzeit keineswegs so fest im Sattel, wie er sich selbst und anderen gegenüber gerne versichert. Anders als viele der Kollegen sägt Horn jedoch nicht fleißig an Ollrichs Stuhlbeinen. Seiner Schüchternheit ist er sich nur zu bewusst. Lieber verhält er sich unauffällig, als noch mehr von den ständigen Hänseleien der Kollegen heraufzubeschwören.

Eigentlich berührt die Sache Dausewitter auch den Fall Berg, den Ollrich aktuell bearbeitet. Um so ungehaltener hatte der reagiert, als man Horn die Verhaftung der Dausewitters übertrug. Erst nach eindeutiger Entscheidung Bielfelds, des Leiters der Polizeidienststelle, hatte sich der sonst so selbstzufriedene Kommissar gefügt. Kleinlaut musste er akzeptieren, dass die Festnahme des christlichen Unternehmerehepaares keinen Aufschub dulde. Schon viel zu lange seien die Dausewitters der Dorfgemeinschaft ein Dorn im Auge, und er habe sich in der Zwischenzeit lieber um eine zufriedenstellende Vernehmung der Frau Berg zu scheren.

Telefonisch war die Polizei auf das primär *Frau* Dausewitter anzulastende Fehlverhalten aufmerksam gemacht worden. Erst wollte die Anruferin anonym bleiben, rückte dann aber doch mit ihrer Identität raus, nachdem man ihr Diskretion zugesichert sowie verdeutlicht hatte, auf welch wackligen Füßen eine Strafverfolgung sonst stehe. Eigentlich rechnet Horn nicht mit heftiger Gegenwehr, doch für alle Fälle hat man ihm wie üblich mehrere Kollegen von der Schutzstaffel zur Seite gestellt. Zum Abtransport der Volksverräter, wie er Andersdenkende nach umfangreicher Schulung zu betiteln gelernt hatte, folgt dem Trupp ein Kleinbus. Der Befehl lautet: Nicht lange fackeln! Die Personen Adalbert und Maria Dausewitter seien zu verhaften; eine knappe vorformulierte Begründung dürfe verlesen werden; die Vernehmung obliege wie immer dem Herrn Kommissar. Sobald die Dausewitters nicht mehr stören, müsse deren Wohnung umgekrempelt und Beweismaterial gesichert werden. Im Anschluss habe sich Horn unverzüglich vom Sohn durch das Firmengebäude führen zu lassen. Sollte sich dieser als renitent erweisen, sei auch er dingfest zu machen.

Zum Glück sind die Gesuchten daheim. Daher geht alles recht schnell. Der Gebrauch von Handschellen ist unnötig; friedlich lassen sich die beiden in den Gefangenentransporter abführen. Sie wirken apathisch. Ob sie damit gerechnet hatten, eines Tages ins Visier der Polizei zu geraten? Bekanntlich hatten sie immer wieder versucht von der Gemeinschaft geächtete Dorfbewohner zu unterstützen – manchmal sogar durch finanzielle Hilfe. Irgendwann musste das ja so enden. Dass sie sich nach keinem konkreten Anlass erkundigen, kein bisschen überrascht scheinen, macht Horn stutzig. Bestimmt haben sie nicht wenig auf dem Kerbholz. Ob der Mann überhaupt von der gleichgeschlechtlichen Beziehung seiner Frau zu einer Jüdin weiß? Wenn, dann macht er sich zweifelsohne mit an einem verachtenswerten Vergehen schuldig. Doch was, wenn er vollkommen arglos ist? Wenn ihn seine Frau – womöglich seit Jahren – erfolgreich hintergeht, zuhause die treu ihre ehelichen Pflichten erfüllende Gattin spielt, indes sie hinterrücks als Rassenschänderin ihre Ehe mit Schmach besudelt? Kurz überlegt Horn, ob er ihm nicht generell ein Unrecht antut, wenn er auch ihn in Haft nimmt. Ach was! Genug der Sentimentalität; Befehl ist Befehl! Leicht streift er jeden Skrupel von sich. Soll sich Ollrich um alles Weitere kümmern. Ich wasche meine Hände in Unschuld.

Nachbarn sammeln sich in Sichtweite, von wo sie jede Auffälligkeit genauestens beobachten.

Den Junior zu verhaften wäre eigentlich nicht notwendig gewesen, denn ohne Ärger zu machen lässt der sämtliche Räumlichkeiten sichten. Warum sich Horn dennoch dafür entscheidet, weiß er selbst nicht. Etwas sagt ihm, so sei es sicherer. Vorsicht ist immer besser als Nachsicht. Und sich nachsagen lassen, er habe aus Gefühlsduselei einen Kriminellen entkommen lassen, will er auf gar keinen Fall.

Nach der vorschriftsgemäßen Ablieferung der Dausewitters lässt es sich Ollrich nicht nehmen, die Verhaftung Moshe Bergs wieder eigenhändig durchzuführen. Auch der macht keine nennenswerten Anstalten sich zu widersetzen. Lieber versucht er durch Tränenfluss Mitleid zu erregen. Nie wieder werden Amalie und er ihre geliebten Enkelkinder zu Gesicht bekommen. Ollrich hat bereits alles veranlasst, damit diese nur wenig später von Mitarbeiterinnen des Dorfkrankenhauses abgeholt werden. Weil Kompetenzstreitigkeiten im Weg standen, sträubte man sich dort zuerst dagegen. Nachdem ein auf Ollrichs Druck hin eilig konstituiertes Expertengremium vorgeschlagen hatte, die Kinder auf Grund erbbeeinträchtigender Defekte per Injektionen ins Jenseits zu befördern, einigte man sich auf dieses Verfahren als die beste aller Lösungen. Um sich vereinzelt regende rechtliche Bedenken zu zerstreuen, wird man als Todesursache jeweils eine Lungenentzündung dokumentieren.

16. Winfried, der Luftschlosskonstrukteur

Kaum beachtet zieht an ihrem Fenster die Landschaft vorbei. Ob es daheim schon schneit? Im November wäre das eher ungewöhnlich. Muss man dieser Tage im »Tausendjährigen Reich« nicht immerzu auf gänzlich Ungewöhnliches gefasst sein?

Angeregt setzen die Herren Hansen und Juncker ihre Unterhaltung über die große Literatur fort. In ein Gespräch über Kafkas Roman »Das Schloß« vertieft bemerken sie nicht, wie die Zeit vergeht. Mit Leidenschaft debattieren sie über Ähnlichkeiten im Verhalten des unter wirkungslosen Versuchen eine ausufernde Schlossbürokratie zur versprochenen Anstellung in seinem gelernten Beruf als Landvermesser zu bewegen verzweifelnden Protagonisten K. und dem des tot-geweihten Josef K. aus dem »Prozess«. Für kurze Zeit tauchen sie dabei ab in einen Zustand puren Glücks. Die Erinnerungen an Deutschland, die Gedanken an eine unsichere Zukunft lassen sich einen Moment lang abschalten. Nachdem sie sich auf interessante Übereinstimmungen auf der einen, eher marginalen Abweichungen auf der anderen Seite geeinigt sowie in einem Fazit festgehalten haben, wie kunstvoll Kafka die Hauptmotive der Romane in seiner Erzählung vom Türhüter und dem Wartenden* zu verdichten wusste, versuchen sie etwas zu ruhen. Immer wieder beginnt einer mit Anspielungen, wodurch er erneut Diskussionen über ihr liebstes Thema entfacht. Wehmütig beklagt Winfried dann doch noch die jüngsten Entwicklungen im Land der Dichter und Denker; die Verbindung zur Heimat löst zu starke Emotionen aus, um mit Leichtigkeit gekappt werden zu können.

»›Die Dichter und Denker holt in Deutschland der Henker‹«[5], zitiert Juncker Bertolt Brecht. Resignation nagt an seiner Seele. Dazu macht ihn nervös, dass sie sich bald erneut in Feindesland befinden werden: Hoffentlich gibt es im vom Bürgerkrieg geplagten Spanien keine Probleme. Bis Barcelona, dem Zentrum der linken Widerstandsbewegung gegen die Anhänger des Generals Franco, ist es noch weit. Erst morgen werden sie nach Lissabon weiterreisen können, vorausgesetzt, es gibt keine unerfreulichen Zwischenfälle. Was soll schon passieren? Zuhauf war es zuvor schon anderen gelungen durch das Nadelör Deutschland-Frankreich-Spanien-Portugal zu entkommen. Außerdem haben die Wirren des spanischen Bürgerkriegs auch ihr Gutes: Viele dürften bestechlich sein; so wird sich leicht das geforderte Durchreisevisum ergaunern lassen.

»Woher hast eigentlich *du* dein Schiffsvisum?«

Eisig läuft Winfried der Schauer über den Rücken. Lange benötigt er, um sich aus der plötzlichen Schockstarre zu lösen. »Ich dachte ...« Verwundert schaut er seinen Gesprächspartner an. »Ich dachte, ich bekomme das Visum in Lissabon?« Obwohl er sich nur auf aufgeschnappte unzuverlässige Informationen stützen kann, beteuert er, er habe sich umfassend informiert. Ob die Flucht nicht doch ein wenig zu überstürzt und dem entsprechend kopflos organisiert worden war?

Juncker gerät in furchtbare Gewissensnöte: Dieser Winfried macht nicht den Eindruck, als kenne er sich mit den Finessen amerikanischer Einwanderungspolitik aus. Zwar ist es nicht unmöglich, aber äußerst kompliziert, in Lissabon ein Schiffsvisum zu erstehen, doch wenn er sich bislang darum nicht gekümmert hat, ist dann anzunehmen, dass er bezüglich einer Bürgschaft

* Besagte und in Kapitel 10 diskutierte Parabel übernimmt Kafka 1919 aus dem »Prozess« zur gesonderten Veröffentlichung in seiner Prosa-Sammlung »Ein Landarzt«. Fortan trägt sie den Titel »Vor dem Gesetz«.

5 Bertolt Brecht: »Gesammelte Werke Band IV/Gedichte 1913-1956«, Frankfurt am Main 1967, Suhrkamp Verlag, S. 511

weniger geschludert hat? Ob er überhaupt von der Notwendigkeit einer solchen weiß? Über ausreichende finanzielle Mittel, die ihm erlauben seine Existenz in Übersee dauerhaft allein zu bestreiten, scheint er zumindest dem bisherigen Eindruck nach nicht zu verfügen. Als Kenner Kafkas muss er sich doch daran erinnern, was der in »Der Verschollene« über das Leben eines Emigranten in Amerika schrieb: ›[...] auf Mitleid durfte man hier nicht hoffen [...], nur die Glücklichen schienen hier ihr Glück zwischen den unbekümmerten Gesichtern ihrer Umgebung wahrhaft zu genießen.‹[6] Schon im zweiten Satz des ersten Kapitels ›Der Heizer‹ hatte er in Form einer satirischen Warnung die Fackel der Freiheitsstatue durch ein Schwert ersetzt und so den Tenor des Romans versinnbildlicht vorweggenommen: In Kafkas Bild von Amerika dominieren Leistungsdruck und Angst selbst in überaus knapp bemessener Freizeit immer und überall zu spät zu sein. Ob sich daran bis heute etwas geändert hat? Juncker glaubt nicht daran.

Ob Winfried bewusst ist, welche Katastrophe ihnen blüht, sollten sie in Spanien kein Durchreisevisum bekommen? Wie soll das gutgehen? Was sagt man in einer solchen Situation? Juncker kann doch seinen neuen Freund nicht unbesorgt in trügerischer Sicherheit wiegen.

17. Fersteins Profilierungssucht

Auf die Festnahmen der letzten Tage folgt im Dorf eine regelrechte Verhaftungswelle. Zur Freude der Presse zeigt sich auch der Kommunalpolitiker Volkmar Ferstein endlich unerschütterlich wie ein Fels in der Brandung. »Die restlose Tilgung des Judentums samt aller Unterstüzer aus unserer Dorfgemeinschaft erkläre ich zu meiner obersten Maxime«, stimmt er neuerdings brachialere, sich neuen Realitäten anpassende Töne an. Denn um auch unbescholtene Menschen vom Fleck weg einzulochen, wendet die Partei mittlerweile flächendeckend ein besonders effektives Instrument an: Schutzhaft ist, wie der Begriff andeutet, eine Präventivstrafe. Deren Anwendung erfolgt, wenn bei einer bis dato unauffälligen Person ein zukünftiges regelwidriges Verhalten droht. Vor Jahren schon im Umgang mit Kommunisten und Sozaldemokraten erprobt, wegen der hohen gesellschaftlichen Akzeptanz für tauglich befunden, nutzt man jetzt die positiven Erfahrungen zur Ingewahrsamnahme weiterer verdächtiger Personenkreise. Ferstein begrüßt dies, doch setzt ihn dergleichen enorm unter Zugzwang. Hinzu kommt, dass Josef Bauer vom radikaleren Parteiflügel ihn in letzter Zeit durch populäre Forderungen zu übertrumpfen versuchte und Fersteins eher auf Gelassenheit beruhende Herangehensweise zu verunglimpfen drohte, wodurch dessen Ansehen in der Einwohnerschaft zwangsläufig beschädigt worden wäre.

Massen weiß Ferstein anzuziehen wie ein Magnet; er selbst ist sich dessen bewusst wie sonst keiner. Vermutlich werden die Dorfbewohner wie immer entzückt an seinen Lippen kleben, sobald er zu wolkigen Worten ausholt. Ihn amüsiert das. Wie einfach die Leute doch zu lenken sind! Gekonnt inszeniert er sich als verantwortlich für die jüngsten Festsetzungen missliebiger Gestalten: Hinter einem Schreibtisch sitzend kaut er auf einem edlen Füllfederhalter

6 Franz Kafka: »Der Verschollene«, Berlin 2008, Aufbau Verlagsgruppe Gmbh, S.40

herum. Der vor ihm aufgetürmte Stapel von Akten muss unbedingt mit aufs Foto. Mit seinem geübten und durch nichts zu erschütternden Gewohnheitsgrinsen lässt er sich heute von seinem Lieblingsreporter vor einem Bücherregal ablichten. Seinen intellektuellen Anstrich unterstützt er durch gezielt zur Schau gestelltes Schriftgut wie »Die Protokolle der Weisen von Zion« oder durch Publikationen des Juristen Roland Freisler. Auf Fersteins ausdrückliche Anordnung hin hatte man selbstverständlich auch mehrere Bände des Lothar von Hennings so im Regal platziert, dass deren Titel für die Augen der Leser leicht entzifferbar sein werden. Wie leicht es doch ist, mit einfachsten Techniken Stümper wie Bauer auszubooten! Der wird sich noch wünschen, er hätte sich niemals mit einer so einflussreichen, über derart intensive Kontakte zur Presse verfügenden Person angelegt. Wenn man lange genug sucht, finden sich demnächst sicher auch bei Bauer Gründe ihn aus dem Verkehr ziehen zu lassen.

Zu drängenden Fragen nimmt Ferstein im Interview mit dem Redakteur wie gewohnt kurz und bündig Stellung: Die wirtschaftlich schlechte Situation wisse er derzeit wenig zu beeinflussen. Diese sei nun mal ungünstigen Rahmenbedingungen geschuldet. Aber die Bürger könnten sich seines steten Einsatzes für ihre Belange sicher sein. Auch verspricht er diesmal verbindlich den baldigen Baubeginn des lang ersehnten neuen Henningsdenkmals.

18. Großmaul auf Kneipentour

FERSTEIN FÜR »RESTLOSE TILGUNG DES JUDENTUMS«. Befriedigt klappt Ollrich die Zeitung zu. Auch für ihn birgt der neue rigorose Kurs ungeahnte Vorteile in sich: Wozu noch umständlich den Bergs ihre Vergehen nachweisen, wenn deren schiere Existenz als Vergehen absolut ausreicht? Das Gerede über eine angebliche Liebesbeziehung der Berg zur Dausewitter spielt ihm zusätzlich in die Hände. Eventuell wird er die Jüdin oder noch besser ihren Ehemann vor ihrer Verlegung ein wenig damit zwiebeln – nur so zum Spaß. Was mit den Dausewitters passiert, interessiert ihn wenig. Sollen sie ruhig ebenfalls im Lager verschmachten. Falls er sie in naher Zukunft noch verhört, geschieht das nur zur Wahrung der Form.

Bei einem ausgiebigen Spaziergang schaut sich Ollrich das Grundstück der Bergs mit der attraktiven Gegend ringsherum an. Für morgen hat er sich fest vorgenommen, Bielfeld nochmals um Beförderung zu bitten. Diesmal selbstbewusst mit einem unmöglich abzulehnenden Geschenk in der Hinterhand. Da mit der in Auftrag gegebenen Euthanasierung der Zwillinge längst Fakten geschaffen worden waren, kommt ein Zurück keinesfalls mehr in Betracht.

»Einen schönen guten Abend, Herr Kommissar.« Durch den Gruß einiger reizend gekleideter Damen fühlt sich Ollrich geschmeichelt. Wie aufmerksam! Mutmaßlich befinden sie sich auf dem Weg zum Kabarettabend in der Henningsschenke. Wie jeden Donnerstag tritt dort ein Komiker mit neuesten oft politischen Zoten auf. Heute ist wieder Baldur Meißener, der Garant für volle Säle, an der Reihe. Ob auch Ollrich sich dort mal blicken lässt? Seine Helga muss ja davon nichts erfahren. Es soll ja auch nur für ein Stündchen sein, und gewiss will er sich höchstens ein einziges Gläschen Etzfelder gönnen. Schließ-

lich gibt es was zu feiern.

Es bleibt nicht bei dem einzigen Gläschen. Aus einem Stündchen wird drei Uhr in der Frühe. Als sich Arthur und Franz zu ihm gesellen, ist das längst abzusehen. Vor ihnen prahlt er mit den in seiner Obhut schmorenden Inhaftierten:

»Die werden schon bald ihr blaues Wunder erleben.« Auch kann er sich nicht verkneifen der morgigen Unterredung mit seinem Chef vorzugreifen: »Ab morgen dürft ihr mich Oberkommissar nennen.« Vergnügt wie die Sommersonne strahlt er über seine mohnroten Wangen. »Zur Feier des Tages noch einen Kognac für mich und meine Freunde«, brüllt er Richtung Theke. »Morgen bin ich Oberkommissar«, wiederholt er in voller Lautstärke. Zugegen sind schätzungsweise an die dreißig bis vierzig Köpfe. Damit platzt die kleine Kneipe aus allen Nähten. Ollrich genießt, wie sich die Gäste zu ihm umdrehen.

Schon bald stiehlt ihm der Künstler, auf den alle seit einer Stunde warten, die Show. Mit großem Tamtam startet dessen Auftritt: Blechbläser lassen einen gewaltigen Tusch erschallen; dazu schlagen Trommler auf riesige Kesselpauken. Vereinzelt blicken besorgte Gesichter an die Decke, wo kopfüber liebevoll dekorierte Bierkrüge hängen. An handgemalten Motiven ist deren Herkunft aus unterschiedlichsten Gauen des Reiches erkennbar. Unter Einwirkung des Lärms fangen sie bedrohlich zu schaukeln an. Zuverlässig erfüllen die winzigen Häkchen ihre Aufgabe: Keines der Trinkgefäße stürzt herab. Von grimmigen Blicken lässt sich Ollrich nicht einschüchtern. Weiterhin versucht er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Von der ersten Sekunde an hat der beliebte Reichshauptstädter, der »immer so schön berlinert«, wie Ollrich argwöhnisch vom Nebentisch aufschnappt, seine Zuhörerschaft im Griff. Ollrich ist es gar nicht recht, nicht länger im Rampenlicht zu stehen.

»Mit Sicherheit wird die Witzfigur gnadenlos überschätzt.« Gezielt verlautbart er seine Missgunst für jeden gut hörbar.

Selbst Meißener auf der provisorisch aus Paletten gezimmerten Bühne gelangen die von Ollrichs Gelächter begleiteten Worte bis in beide Ohrmuscheln. Anmerken lässt er sich nichts. Meisterhaft spielt er sein Programm weiter. Einen Moment hatte er überlegt, ob er die Nervensäge zur spontanen Einbindung auf die Bühne holen soll. Letztlich entscheidet er sich dagegen. Solchen Narren ein Forum zu schaffen hält er für kontraproduktiv. Das wäre ja genau, wonach sich Leute wie der nach Herzen sehnten. Nein, mit Nichtachtung straft er ihn viel nachhaltiger.

Von seinen Verehrern besonders geschätzt und immer wieder gerne bestaunt präsentiert Meißener seine außerordentliche Fähigkeit zur Stimmenimitation. Perfekt parodiert er ehemals prominente Novemberverbrecher, also Politiker von SPD und KPD, die sich entweder ins Exil abgesetzt hatten oder ihr Dasein im Konzentrationslager fristen, vorausgesetzt, ihnen wurde noch nicht der Garaus gemacht. Als Höhepunkt gilt die Nachahmung der am 23. März 1933 vorgetragenen Rede des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Otto Wels gegen das Gesetz des Führers zur Behebung der Not von Volk und Reich.

Alle Lacher hat Meißener auf seiner Seite, als er in ein bis zum Boden wallendes, an ein Bettlaken erinnerndes überdimensionales Taschentuch schneuzt, während er wehleidig klagend Wels´ Verwunderung über eine angebliche Pressezensur, über Verleumdung, Verfolgung seiner Genossen inklusive einer ›Allmacht der Regierung‹[9] auf den Arm nimmt. Schon 33 hatte die Rede für erhebliche Erheiterung gesorgt. Zustimmend hatte Meißener damals zur Kenntnis genommen, wie dem geflohenen Wels als Quittung öffentlichkeitswirksam die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt worden war. In einer Zeitungsanzeige hatte man unter der vor Volksverrätern warnenden Überschrift dessen Foto zwischen den Gesichtern nicht weniger vorlaut gegen den Führer wetternder Subjekte, darunter Schriftsteller wie Kurt Tucholsky, Lion Feuchtwanger oder Heinrich Mann, abgedruckt.

Als Meißener zu seinen Witzen über »die charakteristische jüdische Nase« überleitet, wobei er zur Veranschaulichung mit künstlichem Buckel und einem aus Modelliermasse mit hässlichen grünen Tumoren verzierten Riechorgan durch die Reihen schleicht, dabei erschütterten, zugleich beeindruckten Zuschauern Geldscheine aushändigt, die ihnen vorher unbemerkt »durch im Verborgenen agierende Drahtzieher des internationalen Finanzjudentums aus der Tasche gezogen« worden seien, gerät auch Ollrich ins Staunen. Zwar verfügt beispielsweise Moshe Berg über keinen solchen Zinken, doch je eindringlicher Meißener über »Merkmale eines jeden Juden« aufzuklären weiß, desto sicherer glaubt Ollrich, auch er habe bei seinem Häftling die »typische Judennase« schon bemerkt. Dem Künstler spendet er jetzt reichlich Applaus.

Die Pause, in der eine Kapelle zum Schunkeln animiert, nutzt Ollrich zur Unterhaltung der Gemeinde mit schlüpfrigen Scherzen. Dabei merkt er nicht, wie seine Bekannten immer weiter von ihm wegrücken. Keiner möchte mehr mit ihm in Zusammenhang gebracht werden.

Irgendwann fühlt er sich speiübel. Noch rechtzeitig schafft er es nach draußen. Nachdem er sich mehrfach übergibt, wankt er zum offenen Strohschuppen der Sultners, wo er sich zum Schlafen hinlegt. Wer genau ihn zum Leidwesen seiner Frau vor dem Erfrieren rettet und sturzbetrunken zuhause abliefert, bekommt er nicht mit. Dass Helga ihn schrecklich ausschimpft, ist momentan zweitrangig. Ohne sich zu entkleiden wirft er sich in die Federn. Selbst die dreckigen Schuhe lässt er an. Helga hat ihre liebe Not; die Dinger lassen sich von den Füßen des Schlafenden nur schwer entfernen. Zigfach verflucht sie den Tag ihrer Heirat.

Ollrich anzuzeigen, weil der die Zeche nicht bezahlt hat, traut sich der Wirt nicht, denn der Oberkommissar in spe ist ja selbst die Polizei.

19. Jenseits von Gelassenheit

Die Nacht in Barcelona verbringen Heinrich und Winfried in Gesellschaft von Mitgliedern eines kommunistischen Widerstandskomitees. Versuche sich

9 Vgl. Protokoll der Reichstagsrede vom 23.03.1933 in der Berliner Krolloper unter: www.spd.de/linkableblob/5698/datageschichte_rede_otto_wels.pdf gelesen am 12. August 2013

sprachlich zu verständigen stoßen zunächst auf Barrieren. Nach und nach gelingt es ihnen wild gestikulierend etwas besser. Man begegnet sich mit Respekt. Die Waffen der gegen den General Franco kämpfenden Männer und Frauen erwecken nicht den Eindruck, als könnten damit der feindlichen Soldateska herbe Niederlagen beigebracht werden. Obwohl die Spanier bettelarm ausschauen, erweisen sie sich als sehr hilfsbereit. Den Gästen bereiten sie reichlich von einer köstlich schmeckenden würzigen Suppe zu. Dazu reichen sie Brot und Schnaps in Hülle und Fülle. Auf die Schnelle Durchreisevisa zu besorgen sei nicht zu schwierig. Untereinander seien die oppositionellen Zellen gut vernetzt; darunter existierten nicht wenige im Fälschen von Dokumenten kundige Profis.

Im guten Glauben – anderes bleibt ihnen nicht übrig – bezahlen die Deutschen je einhundert Reichsmark. Fremdwährung besitzen sie nicht. Angesichts der Vielzahl deutscher Emigranten, die über Barcelona ihre Heimat verlassen, sind die Gastgeber damit vertraut. Ein junger Mann, etwa neunzehn, zwanzig Jahre jung, macht sich mit dem Geld aus dem Staub. Wohin, erfahren Heinrich und Winfried nicht. Man verspricht, dass sie in wenigen Stunden Besitzer gültiger Durchreisevisa seien, mit denen sie nicht das geringste Misstrauen erregten.

Zur Not können wir bei einer Kontrolle noch den ein oder anderen Hunderter anbieten, denkt Juncker. Noch im Zug hatte er sich entschieden gegenüber Winfried nichts zu beschönigen. Dessen Reaktion hatte nicht gewirkt, als nehme er Bedenken ernst. Innerlich jedoch schwitzt Winfried Blut und Wasser. Nur lässt er sich davon nichts anmerken.

Als der junge Mann um fünf Uhr in der Frühe mit den versprochenen Papieren zurückkehrt, tut Winfried so, als hätte er nie gezweifelt. Noch knapp drei Stunden bleiben zum Schlafen. Bis Lissabon ist nur noch eine weitere Tagesreise zu überstehen. Viel länger wird die Fahrt nach Amerika dauern. Mit ungefähr zwei Wochen muss man rechnen. Sie werden sich also mit viel Proviant eindecken müssen. Unruhig versucht Juncker ein wenig Ruhe zu finden. Hoffentlich gibt es mit Winfrieds Schiffsvisum keinen Ärger. Bis zum neuerlichen Aufbruch bleibt Winfried ebenfalls aufgewühlt. Er ringt mit sich und der Welt: Was nur wird aus Deutschland? Was nur wird aus Georg? Was aus den Bergs? Ob ich eines Tages zurück kann?

20. Ollrichs Gang nach Kanossa

Beste Voraussetzungen für ein Vieraugengespräch mit Bielfeld sehen anders aus: Weil er verschlafen hatte, kommt Ollrich zwei Stunden zu spät zum Dienst. Noch nie vorher war ihm das passiert. Absichtlich hatte seine Helga ihn nicht geweckt. Bevor er aus dem Haus gestürzt war, hatte er ihr gegenüber ein Donnerwetter veranstaltet, das ihr hoffentlich lange in Erinnerung bleibt. Auch die Hand war ihm ausgerutscht. Ab und zu kann er sich das erlauben. Verziehen hatte sie ihm noch immer. Zu allem Unglück sieht sein Spiegelbild aus, als hätte es sich vor Wochen zuletzt gewaschen. Rasieren sollte es sich bald wieder. Die zerzausten Haare stehen vor Dreck. Nach dem Kämmen stecken noch immer Halme aus dem Schuppen der Sultners darin. Hoffentlich hatte das

nachlässig durchgeführte Zähneputzen den unangenehmen Alkoholgeruch genügend überdeckt.

Bevor er gegen die Tür klopft, nimmt er all seinen Mut zusammen. Ihm schlottern die Beine. Zaghaft drückt er die Klinke herunter; es gibt kein Zurück mehr. Bielfeld hält sich nicht allein in seinem Büro auf. Den Rücken Richtung Tür gedreht schaut er mit einem Unbekannten plaudernd aus dem Fenster. Kurz überlegt Ollrich, ob er sein Anliegen besser auf einen späteren Zeitpunkt verschieben soll. Da bemerkt ihn der Vorgesetzte:

»Ollrich«, fordert der mit gewohnt durchdringender Stimme, »treten Sie herein. Was führt Sie zu mir?« Ohne eine Antwort abzuwarten, redet er weiter: »Darf ich Ihnen Herrn Wormkant vorstellen?« Wormkant reicht Ollrich zuvorkommend die Hand. Normalerweise ekelt es den ja vor den schweißnassen Fingern fremder Leute, aber diesmal beißt er die Zähne zusammen. Brav streckt er seine Rechte aus.

»Angenehm«, lügt er sein Gegenüber an. Widerwillig versucht er nett auszusehen. »Ollrich mein Name.«

»Herr Wormkant ist Leiter der Gestapozentrale in Eheringsfeld«, erklärt Bielfeld ehrfurchtsvoll. »Gerade haben wir uns über die neuesten Fortschritte bei der Dezimierung unserer jüdischen Gewohnheitskriminellen unterhalten.« Bielfeld wendet sich wieder Wormkant zu: »Sie müssen wissen, unser Kommissar Ollrich ist geradezu ein Genie auf dem Gebiet der Bekämpfung mosaischer Verbrechen.«

Du Arschloch!, wäre es Ollrich fast entfahren. Doch so weit hat er sich noch im Griff. Was Bielfeld doch für ein erbärmlicher Heuchler ist! Noch nie während Ollrichs siebzehnjährigen Wirkens als Kommissar war dem Chef ein Wort der Anerkennung über die Lippen gegangen.

Erst jetzt wird diesem Ollrichs unangemessene Aufmachung gewahr. Die gerade geäußerte Lobhudelei beginnt Bielfeld zu bereuen. Wieder ganz der Alte staucht er seinen Untergebenen vor den Augen des hochrangigen Besuchs zusammen:

»Haben Sie heute schon in den Spiegel geguckt?«, zischt er. Wenn Bielfeld brüllt, ist meist alles halb so wild, doch wenn er zischt, weiß jeder, besser ist es in Deckung zu gehen. »Ihre Erscheinung ist eine Zumutung für unsere Bürger«, tadelt er. »In dem Aufzug wollen Sie Sicherheit, Zucht und Ordnung verkörpern?«, höhnt er. »Auf der Stelle sollte ich Sie einem Disziplinarverfahren unterziehen«, droht er.

Auch Wormkant rümpft verächtlich die Nase. Beste Voraussetzungen, um über eine Beförderung zu verhandeln, sehen wahrlich anders aus. Dabei erinnert sich Ollrich gerade, dass er am gestrigen Abend den Mund ziemlich voll genommen hatte. Bis auf die Knochen blamiert wäre er, nirgends könnte er sich mehr sehen lassen, wenn er nicht heute endlich Oberkommissar werden würde. Zwei rasiermesserscharfe Augenpaare heften sich an seinen Hals. Sie verlangen nach Antwort. Warum er so verwahrlost zu stören wagt, wollen sie weiterhin wissen. Nervös nestelt er mit den Fingern an der Hosennaht herum.

Tief möchte er die Hände in den Taschen vergraben, damit keiner merkt, wie sehr er die Fassung zu verlieren droht. Besser verschränkt er sie auf dem Rücken. Furcht vor Konsequenzen untergräbt sein Artikulationsvermögen. Was, wenn sich das Ass, das er bisher in seinem Ärmel zu verbergen glaubte, als wertlos erweist? Stammelnd unterbreitet er den beiden Herren sein Angebot. Dabei hatte er sich doch fest vorgenommen respekteinflößendes Selbstbewusstsein auszustrahlen.

Geduldig hören sich Bielfeld und der Gast an, wie er aufgeregt atmend vom Grundstück der Bergs und dessen angeblichem Wert erzählt. Sogar frisch geschossene Fotos legt er ihnen vor. Nach und nach klopft sein Herz wieder ruhiger. Er scheint Interesse geweckt zu haben. Bevor ihn lästige Fragen erneut aus dem Konzept bringen können, sieht er den richtigen Zeitpunkt gekommen, ein paar Lügen aufzutischen. Wieder wärmt er die Theorie von der Berg´schen Brandstiftung am eigenen Laden auf. Von in mühsamen Vernehmungen errungenen Geständnissen weiß er plötzlich zu berichten. Bielfeld wird sich schon nicht die Mühe machen, die Gefangenen noch einmal persönlich zu befragen. Dafür ist er mit seinen eigenen Aufgaben schon genügend überlastet. Natürlich müssen Geständnisse jederzeit unterschrieben einsehbar sein, vor allem, wenn es sich um deportationsbegründende Delikte handelt. Ollrich lässt sich davon nicht beirren. Notfalls will er noch heute die Geständnisse aus den Bergs herausprügeln. Oder wenn es gar nicht anders gehen sollte, wird er die Unterschriften einfach selbst aufs Papier schmieren. Stolz informiert er Bielfeld und Wormkant über die Beseitigung der störenden Zwillinge. Zur Stunde müssten diese längst das Zeitliche gesegnet haben. Über sein eigenmächtiges Handeln spielt Bielfeld den Empörten.

»Sie übertreten Ihre Kompetenzen, Herr Kollege«, mahnt er zur Vorsicht. Dabei reckt er den Zeigefinger hoch in die Luft, wo er einige Sekunden lang kerzengerade verweilt. »Für die Aktion hätten Sie meine Zustimmung gebraucht«, schnauzt er Ollrich an. Heimlich bewundert er des Kommissaren Chuzpe. Zugeben würde er das nie.

Dieser kriecht ihm nun tief in sein Hinterteil hinein: Er habe doch nur vorausschauend gehandelt. Wo doch die Verurteilung der Bergs vorm Volksgerichtshof auf der Hand liege, sei es doch eine Frage der Zeit, bis sich die gierigen Kollegen vom Reichssicherheitshauptamt das begehrte Objekt an Land zögen. Das gelte es doch um jeden Preis zu verhindern, und er habe ja nur der Dorfpolizei, also im engeren Sinne Herrn Bielefeld, den legitimen Anspruch sichern wollen.

»Natürlich ganz uneigennützig«, merkt Bielfeld ironisch an.

»Na ja ... ähm ...«, druckst Ollrich herum. Eine Hand wäscht bekanntlich die andere, denkt es in ihm. »*Ganz* uneigennützig vielleicht nicht.«

Bielfeld riecht den Braten sofort. Wie gehabt kommt eine Beförderung dieser Person nicht in Frage. Den jüngeren Kollegen Martin Horn hält er zwar für keinesfalls fähiger, aber für flexibler, für gehorsamer, weniger arrogant, weniger aufmüpfig, wesentlich leichter zu führen. Allerdings besteht für Bielfeld gar kein Grund überhaupt wen in eine Position zu hieven, von der aus derjenige

langfristig seine Autorität unterhöhlte. Immerhin ist auch er mit seinen siebenundfünfzig Jahren nicht mehr allzu jung und zunehmend austauschbar. Klar, dass er das so nicht begründet. Auch sieht er sich nicht genötigt die Botschaft blumig zu verschönern. Weil er es kann, sagt er strikt:

»Kommt nicht in Frage.«

Ollrich ist zum Heulen zumute. Bevor er dazu kommt, mit Nachdruck sein Recht einzufordern, Bielfeld weichzukochen mit dem Argument, nach siebzehn erfolgreichen Dienstjahren stehe ihm Beförderung zu, schneidet der ihm das Wort ab:

»Die Sache ist erledigt«, stellt er klar. »Ich will nichts mehr davon hören. Verschwinden Sie jetzt. Gehen Sie nach Hause. Wenn Sie wieder wie ein Kriminalbeamter aussehen und ihre Ausdünstungen in den Griff bekommen haben, können sie sich wieder melden.« Am liebsten würde er den schamlosen Kriecher packen, ihn schütteln, ihn rauswerfen. »Um sich Ihre Abmahnung abzuholen«, präzisiert er.

Plötzlich schaltet sich Wormkant ein. Bisher hatte der innerlich amüsiert mit gelassener Miene dem Disput als Beobachter beigewohnt. »Nun, Herr Ollrich, vielleicht ist es in Anbetracht der aufgeheizten Atmosphäre wirklich sinnvoller, wenn Sie gehen«, schlägt er vor – sehr zu Ollrichs Empörung. Entgeistert reißt der den Mund auf. Kein Wort bringt er zustande.

»Gehen Sie heim, machen Sie sich frisch, vielleicht unternehmen Sie noch einen Spaziergang an der frischen Luft; das wird Ihnen gut tun. Danach kommen Sie wieder. Inzwischen werde ich mit Herrn Bielfeld unter vier Augen sprechen. Ich habe eine Idee, die vermutlich uns alle zufriedenstellen wird.« Verschwörerisch zwinkert er beiden Kontrahenten zu.

»Ich bin gespannt.« Bielfeld beruhigt sich.

Ollrich fällt es nicht leicht zu gehorchen. Ein bisschen schmollt er noch, begibt sich aber letztlich zur Tür hinaus. Was wird der Gestapo-Heini für eine Idee haben? Und warum spricht er von *uns*, die er damit zufriedenstelle?

Als Ollrich endlich draußen ist, verabreden die Verbliebenen einen Deal: Wormkant schlägt vor Ollrich hinters Licht zu führen. Sobald der – voraussichtlich wie aus dem Ei gepellt – in spätestens einer Stunde zurück sei, denn länger halte er das Kribbeln sowieso nicht aus, werde man ihm ohne Einschränkung zustimmen, ein bisschen sein angekratztes Ego kitzeln. Bielfeld solle sich für die Vorenthaltung der verdienten Beförderung entschuldigen.

»Nur über meine Leiche.«

»Sie sollen ja nur so tun.« Verbrüderung suggerierend zwinkert Wormkant ihm wiederum zu.

Nur zu gerne fällt Bielfeld darauf rein. Zu verlockend wirken die in Aussicht gestellten Privilegien. Unverhohlen verrät Wormkant, dass er selbst beabsichtige sich das Haus der Bergs unter den Nagel zu reißen.

»Sobald alles unter Dach und Fach ist, gehe ich in Rente, und Sie, Herr Bielfeld, Sie werden mein Nachfolger drüben in Eheringsfeld«, verspricht er.

Bielfeld fühlt sich gebauchpinselt. Leiter der Gestapozentrale zu sein, kann er sich mehr als gut vorstellen. Automatisch wird er drei Gehaltsklassen überspringen. Oder sogar vier? Und welch Anerkennung erst auf ihn wartet! Mensch, am Abend muss ich das mit Monika feiern. In ihm jubiliert es.

»An Ollrichs Stellung wird sich rein gar nichts ändern«, verrät Wormkant laut lachend. »Wir lassen ihn einfach heute und morgen durchs Dorf dackeln, wo er überall verkündet, er sei Oberkommissar. Stellen Sie sich mal vor«, geifert er wiehernd, »was der für ein Gesicht macht, wenn Sie übermorgen jemand anderen zum Oberkommissar küren und dann nach Eheringsfeld verschwinden.«

Bei »jemand anderem« muss Bielfeld sofort wieder an Martin Horn denken. Das gibt böses Blut. Ollrich wird sich schwarz ärgern. Im ganzen Dorf wird er blamiert sein bis auf die Knochen. Das muss begossen werden. Aus der untersten Schublade seines Schreibtischs zaubert Bielfeld eine Flasche seines Lieblingsweinbrands. Auf einen besonderen Anlass wartend setzt der dort schon lange Staub an. Während er einschenkt, strahlt Bielfeld den vermeintlichen Glücksboten, den er bald um dessen Posten zu beerben glaubt, an, als hätte der soeben einen Millionengewinn abgeliefert. Hell klirren die Gläser. Genau wie die gesponnene Intrige mundet der Weinbrand vorzüglich.

Nach kürzester Zeit trifft Ollrich ein. Wie vorausgesagt haftet nicht ein einziges Staubflöckchen an seiner Kleidung. Auch er bekommt ein Glas in die Hand gedrückt. Zuerst will er ablehnen. Alkohol im Dienst gilt als schwerer Verstoß gegen die Vorschriften. Will man ihn testen? Ihn noch tiefer ins Unglück treiben? Als Wormkant ihn überraschend mit »Herr Oberkommissar« anredet, ihn darüber hinaus zur Beförderung beglückwünscht, stürzt er den Inhalt mit einem hastigen Schluck herunter. Ein Freudentränchen kullert über seine Wange. Sofort gießt Bielfeld nach. Erst vor einer halben Stunde hatten Ollrichs Kopfschmerzen von gestern begonnen sich zu verabschieden. Innerlich implodiert Bielfeld vor Lachen. Dass auch er leer ausgehen wird, weil Wormkant nicht im Traum an so was wie Rente denkt, wird er erst in einigen Tagen erfahren, wenn die Formalitäten für Wormkants Einzug ins Berg´sche Heim »unter Dach und Fach sind«. Infolgedessen wird Bielfeld am Boden zerstört sein. Und Ollrich wird noch mehr als bisher unter seinem ungenießbaren Vorgesetzten zu leiden haben.

»Was wird denn aus meiner Abmahnung?« Die aktuelle Großzügigkeit verleitet Ollrich zum Winseln um Gnade. Die Masche scheint erfolgreich zu sein:

»Schwamm drüber!« Bevor sich jeder wieder an seine Arbeit begibt, prosten sie sich noch einmal zu.

Nach der Verkündung der erfreulichen Neuigkeiten bringt der frisch gebackene »Oberkommissar« enthusiastisch wie nie sein Tagwerk zu Ende. Demnächst werden in der Dienststelle andere Saiten aufgezogen als unter Bielfelds Kommando, so ist er sich sicher. Die Aussicht Bielfeld bald los zu sein freut ihn am meisten. Erst kurz vor Dienstschluss fallen ihm die noch dringend zu fingierenden Geständnisse wieder ein. Die Zeit drängt, denn Wormkant hatte Bielfeld empfohlen, er solle schon morgen einen Antrag auf Deportation der Bergs einreichen. Routiniert tippt Ollrich einige Zeilen nieder. Bei den

Formulierungen gibt er sich wenig Mühe; das Ganze ist Formsache zur Lagerung in Aktenbergen. Schon in ein paar Tagen kräht kein Hahn mehr danach. Abschließend noch mit Tinte in zwei unterschiedlichen Versionen den Namen Berg drunter gekrickelt, einmal etwas weiblicher, also zarter, einmal etwas männlicher, also grober. Genau so verfährt er mit einem Geständnis, das eine homoerotische Liebelei zwischen Frau Dausewitter und der Berg belegen soll. Sich selbst noch unnütz mit den Inhaftierten zu konfrontieren, würde ihm jetzt bloß die schöne Stimmung vermiesen. Fertig. Feierabend. Ab nach Haus.

Unterwegs kauft er einen bunten Blumenstrauß für Helga. Er möchte sich entschuldigen, sie danach fein zum Essen ausführen. Vielleicht ergibt sich im Anschluss auch endlich mal wieder Intimes zwischen ihnen. Im Bett spielt sich schon so lange nichts mehr ab.

Wie der Zufall will, landen am Abend Ollrich und seine Helga im gleichen Lokal, in dem es sich schon Bielfeld mit seiner Monika bequem gemacht hat – im Henningsgrill. Bei Kerzenschein stopft Bielfeld eine Riesenportion Kartoffeln mit Fleischbeilage in sich hinein. Als die Ollrichs eintreten, ist er so überrascht, dass er unter Tränen mit reichlich Flüssigkeit zum Nachspülen kämpft, um nicht am just in den Rachen geschaufelten Brocken zu ersticken. Der Höflichkeit halber grüßt man sich knapp. Verlegen sucht Ollrich einen Platz außer Sichtweite aus. Den durch das Ausrutschen der Hand ihres Mannes verursachten faustgroßen Bluterguss verbirgt seine Frau unter einer getönten Brille. Erst morgen wird der sich über die gesamte Gesichtshälfte ausgebreitet haben.

21. Wege

Mehrere Wochen ohne besondere Vorkommnisse sind verstrichen. Längst wurden die Gefangenen in etwas erträglichere mit Pritschen ausgestattete Zellen verlegt. Fortwährend herrschte strikte Einzelhaft. Die winzigen Mahlzeiten schmeckten miserabel. Zum Toilettengang musste man sich via Schellanlage melden. Bis ein Beamter aufschloss, verging oft quälend viel Zeit. Rund um die Uhr brannte grell die Beleuchtung. Jedes Zeitgefühl hatte sich schon lange verflüchtigt.

Mit unvorstellbarer Rohheit reißt man Amalie und Moshe aus ihren Verließen. Auch dem Ehepaar Dausewitter, dem Sohn sowie weiteren Leidensgenossen ergeht es nicht besser. Auf Fragen gibt es keine Antworten. Jeder Beamte tut so, als wüsste er von nichts. Die Uhrzeit liest Amalie in der Eile auf dem Flur der Polizeidienststelle ab. Ist jetzt sieben Uhr morgens oder abends? SS-Angehörige drängen sie hinaus in die Kälte. Unter Androhung von Prügel verbietet man ihnen miteinander zu kommunizieren. Insbesondere die Frauen Dausewitter und Berg lassen die Männer in Schwarz nicht aus den Augen. Auch sich über Blickkontakt auszutauschen wagt bei der gewalttätigen Atmosphäre niemand. Kurz fassen sich Amalie und Moshe vor Freude über ihr Wiedersehen an den Händen. Als das ein Aufpasser sieht, unterbindet er es rigide. Der Bube ist erst sechszehn oder siebzehn, wahrscheinlich ein Auszubildender, was ihn nicht daran hindert, Moshe schmerzhaft seinen Schlagstock in die Seite zu rammen. Das pubertierende Pickelgesicht kommt ihm bekannt vor. Richtig, das ist doch das Bürschchen, das vor kurzem kaum die Zellentür aufgestemmt bekam, als

Moshe freiwillig im naiven Glauben an so was wie Gerechtigkeit die Polizei aufgesucht hatte. Dass das für Amalie und Moshe soeben die allerletzte Berührung gewesen sein soll, die sie einander ewige Liebe schwören ließ, ahnen sie nicht. Viel mehr glauben sie an ihre Entlassung. Schon so lange ist Amalies Herz schwer vor Sehnsucht nach den Zwillingen. Wer sich wohl so lange um sie gekümmert haben mag? Sie müssen doch ihre Großeltern schrecklich vermisst haben. Moshe klammert sich ebenfalls an die vertraute Hoffnung. Voller Zuversicht entwickelt sich sein anfänglich gequältes Lächeln hin zu echter Freude über die neu gewonnene, lang entbehrte Freiheit.

Man führt sie gen Marktplatz. Den Gang kennt er doch schon. Als man ihn kürzlich mit diesem Schild um den Hals hier entlang geleitete, hatte doch auch am Ende die Freiheit gewinkt. Was, wenn auch Amalie diesmal unter Arrest gestellt werden soll? Wer tätigt denn dann die Einkäufe für uns und unsere Kinder? Will man uns denn gänzlich isolieren? Wovon sollen wir denn leben?

Hunderte schwarzer Uniformen stellen sich zu einem Kreis auf, in dessen Mitte sich Moshe, Amalie, die Dausewitters, viele andere ebenfalls zermürbt wirkende Menschen einzufinden haben. Da hinten sind ja auch die Gärtners, wie Amalie bemerkt. Lange kennen sie sich von gemeinsamen Festlichkeiten, die in besseren Zeiten noch zelebriert werden durften. Amalie deutet eine grüßende Geste an. Entweder wird sie nicht wahrgenommen, oder die Furcht vor Sanktionen verhindert eine Erwiderung. DER JUDE IST UNSER UNGLÜCK, steht auf einem hoch in der Luft über die Geschäftsstraße gespannten Transparent. WER SICH MIT JUDEN EINLÄSST IST EIN VOLKSVERRÄTER, flattert ein zweites zwischen zwei Bäumen im Wind. Trotz der Eiseskälte herrscht reger Andrang. Viele Leute stehen herum und schauen zu. Genau wie in der Nacht, in der das Geschäft der Bergs in Flammen aufging, verspüren wenige das Bedürfnis einzuschreiten. Wer es verspürt, setzt es nicht in die Tat um. Schnappschüsse anfertigende Reporter schwirren umher. Amalie erinnern die an von Aas angelockte Fliegen. Umständlich robbt einer von ihnen auf dem Bauch über den Asphalt, um mit der Froschperspektive größtmögliche Dramatik zu erzielen. STRAFFÄLLIGE JUDEN UND HELFERSHELFER ERFOLGREICH UMGESIEDELT, wird am folgenden Morgen die Schlagzeile lauten.

Es dauert nicht lange, dann tauchen Tiertransporter auf. Wie Schlachtvieh treibt man die Geschundenen die Rampen hinauf. Keiner der Erfüllungsgehilfen hat Probleme damit, rüstigen Rentnern, jungen Frauen oder Kindern mit der Gerte blutige Striemen durchs Gesicht zu ziehen, wenn die Prozedur nicht hurtig genug erfolgt. Indes man sie zusammenpfercht, verbreitet die SS Volksfeststimmung: Lieder werden angestimmt, Trommeln gerührt; unter den Dorfbewohnern verteilt man wärmenden Tee. Moshe und Amalie werden getrennt. Kein Protest, kein Flehen, kein noch so herzzerreißendes Weinen vermag genügend Mitgefühl in den Tätern auszulösen. Kein einziger besinnt sich. Keiner stellt klar: »Ohne mich!« Die Trennung geliebter Menschen voneinander folgt dem Wunsch der Machthaber nach Leidensmaximierung. Allen Betroffenen dämmert langsam: Nach Hause geht es nimmer.

Über Eheringsfeld mit seinem zoologischen Garten, wo die vielen Elefanten mit den lustigen Schlappohren wohnen und wo man weitere Todeskandidaten

einsammelt, fahren sie stundenlang unterschiedliche Lager an. Bei jedem Halt verringert sich die Zahl der Häftlinge an Bord um etwa ein Dutzend. So darf der Rest einen Hauch Befreiung von der stickigen Enge genießen. Untereinander sprechen sie nach wie vor kein Wort. Kinder weinen. Manche, weil sie noch viel weniger begreifen, was ihnen angetan wird, als die Erwachsenen. Weil sie nicht wissen, wohin Mama und Papa gebracht worden sind. Andere blicken mit glasigen Augen zu Boden. Manche werden den Rest ihres Lebens kein Wort mehr sprechen. Eine sehr alte Frau mit buschigen Brauen und schlohweißem Haar streichelt das Köpfchen eines kleinen Mädchens. So lange sie fahren, sind sie hier hinten nahezu unbeaufsichtigt. Der einzige Wächter, der bei ihnen sitzt, lässt sie gewähren. Es scheint, als ob er die Alte und das Mädchen sogar anlächelt.

Friedhelm heißt er. Friedhelm ist glücklich verheiratet, und Friedhelm hat vier Kinder. Alle sind gesund. Friedhelm mag Kinder. Auch das Kind, dem die Greisin zwei Sitze von ihm entfernt den Kopf tätschelt, mag Friedhelm. Selbst wenn es jüdisch sein sollte. Mit Politik hat er nichts am Hut. Friedhelm macht nur seine Arbeit. So, wie andere Brötchen backen oder Tiere zu Wurst verarbeiten. Letzteres ist seiner Arbeit ähnlicher. Friedhelm versucht dabei Mensch zu bleiben. Er versucht keine Gewalt anzuwenden. Zumindest keine unnötige. Er versucht freundlich zu bleiben, auch mal zu lächeln. Was andere tun, ist Sache der anderen. Jawohl, Friedhelm macht nur seine Arbeit. Und damit Friedhelm selbst daran glaubt, muss er sich das permanent einreden. Genau so wie sich Friedhelm immer wieder sagt, dass er noch Friedhelm sei. Denn würde Friedhelm nicht mehr daran glauben, wäre Friedhelm nicht mehr Friedhelm. Und wie lebte er dann weiter?

Amalie schickt man mit vielen anderen Frauen von Mardrup aus weiter mit der Bahn bis zur Endstation. Schon kurz nach der Ankunft wird sie vergast. Ihren Moshe, der erst Jahre später ermordet wird, nachdem die Verantwortlichen seiner ausgebeuteten Arbeitskraft überdrüssig sind, lässt man bis zuletzt über den Verbleib seiner Frau und seiner Kinder im Ungewissen. Jede seiner wiederkehrenden Fragen beantwortet das Wachpersonal wahlweise durch Schweigen oder mit Schlägen, gerade so, wie es beliebt. Wenn er wie so oft nachts schlaflos in der extrem überfüllten Baracke liegt, quält er sich mit Selbstvorwürfen: Hätte ich doch damals auf Amalie gehört! Wäre ich nur nicht so stur gewesen! Wäre ich doch frühzeitig mit ihr nach Amerika! Auch die Pflicht den gelben Stern zu tragen erlebt er noch mit. Insassen, die das Grauen überleben, bleibt er als jemand in Erinnerung, der Verzweifelten stets Mut machte:

»Bestimmt werden sie uns bald in die Freiheit entlassen. Du wirst sehen.«

Frau Maria Dausewitter stirbt im Alter von sechsundsiebzig Jahren eines natürlichen Todes. Eines natürlichen Todes durch Schwerstarbeit: Täglich wird sie bis zu vierzehn Stunden als Näherin eingesetzt. Unter anderem näht sie Armbinden. Diese fungieren als Kennzeichnung für die diversen Gliederungen der Lagerhierarchie. Schließlich will die Mordmaschinerie ordentlich organisiert sein. Manchmal näht sie auch gelbe Sterne für den Nachschub, an dem es an diesem trostlosen Ort niemals mangelt. Seltener näht sie rosa Winkel. Einen

solchen hat sie selbst fortan zu tragen als Nachwirkung des Märchens von ihrer Beziehung zu Amalie Berg. Eigenhändig hat sie den genäht, ihn nähen müssen. In den sorgsam lückenlos geführten Akten der Lagerverwaltung findet sich ein Vermerk. Laut diesem sei sie mit einem zufriedenen Lächeln eingeschlafen.

Adalbert Dausewitter wird nach einem gescheiterten Fluchtversuch standrechtlich erschossen. Den Sohn versucht man wegen seines großartigen Organisationsvermögens in die Strukturen der eigenen Vernichtung einzubinden. Seine Weigerung sich derart missbrauchen zu lassen bringt ihn an den Galgen.

Auch Winfried Hansen ergeht es grausam: Kaum in Amerika angekommen schicken ihn die Behörden ohne Gewissensbisse zurück. Vier Jahre lang gelingt es ihm sich in Frankreich zu verstecken, bis ihn das kollaborierende Vichy-Regime an Deutschland ausliefert, wo er wegen Hochverrats in einem wahrhaft kafkaesk anmutenden Prozess zum Tod unterm Fallbeil verurteilt wird: Vor Beginn der Hauptverhandlung lässt man sich seinen Gürtel aushändigen, damit ihm während der Vernehmung durch den Vorsitzenden, bei der er aufrecht zu stehen hat, ständig die Hose zu Boden zu rutschen droht. Sofern ihm der cholerische Richter überhaupt zuhört, statt ihn niederzubrüllen, ihn zu demütigen, ihn zu beleidigen, gesteht er alles, was man ihm zur Last legt. Die Worte Schillers, mit denen ihn der ehemalige Studienrat Weidemann einst konfrontiert hatte und nach denen sich bekanntlich auch ›die Unschuld [...] auf der Folterbank zu Freveln, die sie nie beging‹[10], bekennt, hatten ihn während seiner immer wieder zum Zweck der Beschimpfung unterbrochenen Aussage seine Selbstachtung wahren lassen. Den beliebtesten all ihrer Fachbegriffe hauen ihm die Repräsentanten der politischen Justiz gleich mehrmals um die Ohren: Defätismus nennen sie dieser Tage jede zur unverzeihlichen Schandtat stilisierte Verletzung ihrer Regeln.

Die anschließende Drecksarbeit des Henkers ist nicht für die Augen der Öffentlichkeit bestimmt. Dafür bekommt die im Anschluss schicke Plakate zu bestaunen: Plakate, auf denen das Todesurteil sowie dessen Vollstreckung überall im Dorf als Aushang publiziert werden. Morgen schon bist vielleicht *du* der nächste, lautet die Botschaft, vor der die meisten Passanten lieber die Augen verschließend vorbeihuschen. Plakate in der gleichen auffälligen Signalfarbe wie die des Blutes, das dieser Tage in jeder »großartigen deutschen Dorfgemeinschaft« im Namen der Gerechtigkeit in Strömen durch die Gassen sprudelt. Plakate, von denen im Dorf mittlerweile dermaßen viele die Litfasssäulen zieren, dass sich der gesamte Volksgerichtshof damit tapezieren ließe. Unter Vorsitz des Präsidenten Roland Freisler produziert dessen Apparat Todesurteile am laufenden Band.

Winfrieds Sohn Georg hatte sich eigentlich in den buntesten Farben erträumt, wie er das ein oder andere höhere Treppchen der Parteihierarchie erklimmen wird. So schöne Pläne vermasselt er sich selbst, indem er sich weigert, die ihm als einzigem Erben aufgebürdeten Kosten für die Strafhaft seines Vaters wie für die Vollstreckung der Todesstrafe zu zahlen. Bitterböse Briefe, mit denen er seine Empörung über die als schamlos empfundene Forderung zum Ausdruck bringt, handeln ihm beinahe selbst ein Strafverfahren

10 Friedrich Schiller: »Kabale und Liebe«, Stuttgart 2011, Ernst Klett Verlag GmbH, S. 99

ein. Erst als er einlenkt, sich reumütig entschuldigt, beteuert sich künftig regelkonform zu verhalten, schließlich zähneknirschend die verlangte Summe von vierhundertzweiunddreißig Reichsmark und zweiundsiebzig Groschen rausrückt, sehen die Behörden von weiteren Maßnahmen ab. Seine Karriere jedoch darf er als beendet betrachten.

Heinrich Juncker nimmt sich im kalifornischen Exil das Leben. Viele seiner Bücher finden noch Jahre später interessierte Verleger. Neu veröffentlicht trotzen sie dem Kalkül der Bücherverbrennungen.

Als der inzwischen schwer erkrankte Bielfeld seinen Dienst an den Nagel hängt, erhält Kommissar Ollrich endlich seinen lang ersehnten Posten mit mehr Macht: Kaum ergattert Oberkommissar Martin Horn einen gut bezahlten Job in der Industrie, bricht unter der Belegschaft ein erbitterter Kampf um die zu besetzende Stelle aus. Noch einmal lässt Ollrich sich nicht abspeisen. Mit Ellbogen und allerlei Ränke setzt er sich schlussendlich durch. Die Launen ihres Mannes hält Helga Ollrich nicht länger aus. Sie trennt sich von ihm. Zwei Wochen später stirbt er jämmerlich bei einem alliierten Bombenangriff.

Im Haus der Bergs macht sich weiterhin der Eheringsfelder Gestapo-Chef Wormkant breit. Auf Grund seiner nicht zu leugnenden Verantwortung für die Organisation hunderter Deportationen soll er nach dem Krieg gerichtlich zur Verantwortung gezogen werden. Erfolgreich entzieht er sich dem durch Flucht ins lateinamerikanische Ausland. 1973 spielt er in Chile eine untergeordnete Rolle als einer von vielen, die den faschistischen Anhängern Augusto Pinochets beim siegreichen Putsch gegen den sozialistischen Präsidenten Salvador Allende die Stange halten.

Der Politiker Volkmar Ferstein setzt nach dem Ende des »Tausendjährigen Reiches«, dessen Unvergänglichkeit er zuvor noch in einigen Reden mit reichlich Pathos beschwört, in der neu gegründeten Bundesrepublik seine Ambitionen unter dem Dach einer der sich neu konstituierenden Parteien bruchlos fort. Erst in hohem Alter drängt diese ihn von der politischen Bühne, weil seine Äußerungen über polnische Einwanderer die Öffentlichkeit zu sehr an seine frühere Propaganda erinnern, ihn somit als nicht mehr tragbar disqualifizieren.

Barbara Wollruth bringt ihren schwer alkoholgeschädigten Rudolf in einer Dauereinrichtung für Suchtkranke unter. Kurz darauf verliebt sie sich neu.

Der Sohn Ferdi bricht zu Mutter und Vater jeden Kontakt ab. Heute publiziert er Lektüre, in der er sich kritisch mit seiner Kindheit und Jugend im so genannten Dritten Reich auseinandersetzt. Seine zwei Kinder, Tochter und Sohn, lehrt er stets wachsam zu sein, wenn versucht wird Menschen wegen welcher Merkmale auch immer zu dämonisieren.

Ein jeder lenkt der Erde Lauf,
der wirkt – auf seine Weise.

Erich Mühsam

Dank

schulde ich Michael Angenendt und Jasmin Schmitt für die wie immer spannende Reflexion der Lektüre unter Berücksichtigung soziologischer Aspekte. Fürs fruchtbare Feedback geht ein ganz besonders dankbarer Gruß an Frau B. H. Darüber hinaus bedanke ich mich herzlich bei Morris Capelle für sein informationstechnologisches Know-How und die Gestaltung des Netzauftritts.

HOFFNUNG und VERANTWORTUNG

im

Spannungsfeld

November 1938: Am eigenen Leib spüren Amalie und Moshe Berg eine geballte antisemitisch motivierte Feindseligkeit. Die Fensterscheiben ihres Kramladens werden mit Parolen beschmiert; in der Pogromnacht geht das Geschäft in Flammen auf. Zu Amalies Schwager nach Amerika auszuwandern lehnt Moshe hartnäckig ab. Seine Heimat mag er nicht zu Gunsten einer ungewissen Zukunft in der Fremde verlassen. Auch unterschätzt er das schier unerschöpfliche Gewaltpotenzial einer von Missgunst, Habgier, Intriganten- und Denunziantentum durchtränkten Dorfgemeinschaft. Erst als er sich zunehmender staatlicher Willkür ausgesetzt sieht, besinnt er sich. Noch ahnen die beiden nicht, dass sie die Entscheidung zur Flucht zu spät treffen.

Eine tragische Erzählung mit satirischen Elementen